

Uwe Bornemeier (Hg.)

Lob der Bundesliga

Bekenntnisse und Ansichten
über die wichtigste Sache der Welt

Der Herausgeber dankt Ulrich Herbert und Bernd Siepmann für Kritik und Anregungen sowie Georg Seemann für die Hilfe bei der Beschaffung der Fotos.

1. Auflage Januar 1988
Titelfoto: Sven Simon
Ausstattung und Satz: Klartext Verlag
Druck: Fuldaer Verlagsanstalt
© Klartext Verlag, Essen 1988
Alle Rechte beim Verlag
ISBN 3-88474-428-3; 16,80 DM

Inhalt

Zum Geleit	7
Ulrich Borsdorf Arme Arminia	9
Gerhard Schröder Fußball aus dem Bauch	17
Hartmut Esser Die Kontinuität des Irrationalen: SC Fortuna Köln	22
Berndt Keller Mit Deinem Doppelpaß machst Du alle Gegner naß – Du und Dein VfL	28
Bischof Franz Hengsbach Auf Schalke	39
Reinhard Klimmt So richtig drin waren wir nie Die Saarländer in der Bundesliga	48
Hans Apel St. Pauli	58
Marcel Reif „Sie haben mir den Abend verdorben!“	63
Hans Dieter Hüsch Fuss-Baller	71
Uwe Bornemeier Willi Lippens und das gewisse „Leck-mich-am-Arsch-Gefühl“	74

Norbert Thomma Weder Zorro noch Pantoffelheld Ein Gespräch mit Bundesliga-Schiedsrichter Wolf-Dieter Ahlenfelder	82
Bernd Müllender Angeschnittener Kopfball	87
Hans Witek Der „Freistoßkönig“ oder: Die Nutzlosigkeit der Mauer	97
Josef-Otto Freudenreich Dr' Wasen-Karle und der große MV	104
Helmut Böttiger Günther Koch oder: Das Nürnberger Gefühl Wie der Niedergang der Fußballreportage in letzter Minute aufgehalten worden ist	110
Heinz-Wilhelm Bertram Lieber ein Ball am Fuß als ein Klotz am Bein	117
Matti Lieske Eine Legende steigt herab	126
Die Autoren	132

Zum Geleit

Als vor rund 25 Jahren der Philosoph Sepp Herberger, dessen Lehrsätze wie „Der Ball ist rund“ bis heute ihre Gültigkeit bewahrt haben, die Gründung einer Eliteliga des deutschen Fußballs anregte, wußte er wohl kaum, was er da anrichtete. Unter dem Namen Bundesliga schuf er eine Droge, die Millionen von Fußballfreunden süchtig machen sollte. Hunderttausende rannten fortan in einem mystischen 14-Tage Rhythmus in eine Arena, in der 22 buntkostümierte Männer hinter einem Ball herlaufen. Andere – in noch viel größerer Anzahl – setzen allwöchentlich den Familienfrieden oder noch wichtigere Dinge aufs Spiel, nur um die samstägliche Sportschau nicht zu verpassen.

Sie ziehen die Ästhetik einer Flanke den Schöpfungen der bildenden Kunst vor, sie lassen sich durch den Wechsel von Jupp Heynckes nach München elektrisieren, während sie der Rücktritt von Willy Brandt kaum erschüttert. Die Verbundenheit zu Werder, Schalke oder dem Club ist oft entschieden dauerhafter als viele Formen zwischenmenschlicher Bindungen.

Dabei hat es durchaus harte Bewährungsproben für die Ligatreuen gegeben. Im April 1971 brach in Mönchengladbach ein morscher Torpfosten – ein untrügliches Zeichen, daß im bundesdeutschen Fußball nicht alles zum Besten stand: Die Enthüllung des Bestechungsskandals stand bevor. Viele Fußballfreunde wandten sich mit Grausen ab, war ihnen doch klar geworden, daß nicht mehr elf Freunde für die Ehre der eigenen Farben stritten, sondern der schnöde Mammon die alleinige Regentschaft in den Köpfen der Spieler übernommen hatte. Diese Abstinenz konnte freilich nur vorübergehend anhalten; die Abhängigkeit von Blau-Weiß, Schwarz-Weiß oder Gelb-Schwarz war schon zu weit vorgeschritten, um für immer von ihr loszukommen.

Die Beiträge des Buches beschäftigen sich mehr oder weniger ernsthaft mit dieser Leidenschaft zu einer Sportart, die mit Abstand die größte Zahl von Anhängern hat, selbst wenn in den letzten Jahren auch Spiele mit einem kleineren Ball, weniger Akteuren und nur einem Netz eine überraschende Konjunktur erlebten.

Wenn man sich vergegenwärtigt, wieviel Zeit ein Fußballfan in den vergangenen Jahren vor dem Fernsehschirm, im Stadion, den

Sportteil seiner Zeitung studierend und im Kreis von Freunden und Kollegen fachsimpelnd verbracht hat, dann ist diese verbreitete Neigung offenbar mehr als nur ein Jux. Ebenso vorschnell wäre, hier als Triebfeder das Bedürfnis nach Ersatzbefriedigung für persönliche oder berufliche Mißerfolge zu vermuten. Das Spiel mit dem runden Leder entzieht sich den Erklärungsansätzen moderner Sozialwissenschaften und psychologischen Deutungsmustern, übt es doch eine magische Anziehungskraft aus wie das Drama der griechischen Antike mit seinen klaren Rollenverteilungen: die Guten, die Bösen, tragische Helden, listige Narren, der Chor auf den Rängen, Götterboten . . .

Aber keine Sorge, es geht in dieser Festschrift nicht um die ewigen Gesetze klassischer Dramatik, das Buch soll vor allem eins: Fans und solche, die es werden wollen, zum Schmunzeln bringen. Wie hat Josef Otto Freudenreich einmal formuliert: „Freude und Schmerz über die schönste Nebensache der Welt können Antrieb sein für noch Wichtigeres.“

Ulrich Borsdorf

Arme Arminia . . .

Eine Vorliebe für unglückliche Lieben kann einem zu schaffen machen. Wird man nicht zurückgeliebt, kann man zwischen Liebe und Mitleid nicht richtig unterscheiden, oder sind die Objekte der Zuneigung hoffnungslos aus der Mode, sieht es schlecht aus. Ich liebe zum Beispiel das Ruhrgebiet, die Gewerkschaften, vor allem die der Bergarbeiter, stillgelegte Tankstellen, Pellkartoffeln, Autobahnen und Kirmessen.

Fußballmäßig liebe ich Arminia Bielefeld. Wenn man in Düsseldorf wohnt, in Essen lebt und aus Bielefeld kommt, dann ist man natürlich angeschmiert, bundesligamäßig gesehen. Bei Fortuna war ich nur einmal, gegen Turin. Die Italiener spielten, als wollten sie alle landläufigen Vorurteile noch übertreffen. Zwei oder drei wurden vom Platz gestellt, und die unglücklichen Fortunen, vergessen wir sie, keine Mannschaft zum Gernhaben. Das war bei Rot-Weiß noch anders gewesen. Mitte der Siebziger ging ich gern zur Hafestraße mit meinen Arbeitskollegen Dirk, Franz und Siegfried. Da spielte Ente Lippens die gegnerische Abwehr schwindlig, die fielen glatt um, nur vom Hinsehen. Burgsmüller, das Schlitzohr und Hrubesch, das Ungeheuer aus Westtünen! Der stand vorne drin und hielt im richtigen Moment die blonde Birne hoch. Ich glaube, kein Tor, das ich von ihm gesehen habe, hat er mit dem Fuß gemacht. Wir hatten immer Stehplätze. Wenn es im Stadion etwas ruhiger zuging, konnte mir Dirk seine Auffassung zu Foucaults Auffassung über die Pathogenese der Moderne erläutern; es waren lehrreiche Matches. Franz hatte immer auch die Tabelle der englischen Liga im Kopf, die Wanderers und Hotspurs, auch Forest und Arsenal, er kannte alle Spieler und Trainer – etwas, was ich schon für die Bundesliga nicht fertigbringe. An der Hafestraße war aber eben auch das Publikum lehrreich: „Du strubbeligen Meßdiener!“, einem Gegner zugeschleudert, hilft mir heute noch im Straßenverkehr als erste Verwarnung an falschfahrende Kombattanten. Bei größeren Vergehen muß ich dann schon zur Steigerung greifen, die

allerdings eigentlich nicht druckfähig und nur vor ausgewählten Beifahrern/innen verwendbar ist: „Du alten Arschbackenzeisig!“

Das Fach Geschichte, in dem wir damals arbeiteten, hatte eine eigene Fußballmannschaft, die selbst nach jahrelangem Training auf der Schillerwiese nur manchmal unbesiegt blieb. Das lag leider auch daran, daß ich weder etwas von Fußball verstehe, noch Fußball spielen kann. „Abseits“ kann ich natürlich, aber das ist ja geschenkt; und in der Schule war ich immer noch so gerade eben in die Klassenmannschaft gekommen, aber nicht, weil ich spielen konnte, sondern weil ich so wenig Angst hatte, Verteidiger zu spielen und hinten die Knochen hinzuhalten. Der 1. FC Clio der Gesamthochschule verlangte da schon mehr, wenngleich wir alle viel Geduld miteinander hatten. Ilse, unsere Sekretärin, war auch dabei. Sie spielte spitzennmäßig Handball, konnte deshalb auch in Gips Schreibmaschine schreiben, allerdings tat sie sich manchmal etwas schwer mit der Umstellung auf die anderen Gliedmaßen. Ihr Chef, mein Freund Lutz, schaute nur zu, frönte seinem Voyeurismus, also einer beliebten wissenschaftlichen Methode, doch meist hatte er Besseres zu tun (er schrieb Bücher). Othmar spielte, wie ich, aus Ahnungslosigkeit ohne Furcht, allerdings nicht ohne Tadel. Er stellte und brach sich schließlich, wie immer ohne Einwirkung eines Gegners, selbst ein Bein. Sigggi war ein fleißiger Mittelfeldspieler, unauffällig, aber immer anspielbar. Der Ordinarius für Alte Geschichte war zu kurz in der Mannschaft, um über ihn ein Urteil abgeben zu können; was er zeigte, sah manchmal eher griechisch-römisch aus und war deshalb technisch wenig überzeugend. Insofern war sein Transfer an eine andere Uni eher gut für das Team. Alexander machte seinem Vornamen wenig Ehre, seine Spielfeldzüge blieben zu oft stecken, und seine orientalisch-spielweise (kein Körperkontakt!) begrenzte seine Verwendbarkeit. Franz jedoch war, trotz Mängeln in der Grundschnelligkeit, immer für mehrere Tore gut, vor allem, wenn Dirk mit fein angeschnittenen Flanken und filigranartigen Pässen aus dem Rückraum, sozusagen aus den Fußnoten heraus, glänzte. Detlev hat nie zu dieser Mannschaft gefunden, was schade ist, denn er wäre, durchtrainiert und ohnehin immer am Ball, sicher jederzeit einschubbereit gewesen. Spielweisen sind natürlich Charakterfragen, und im akademischen Fußball sind methodische Stärken und Fachgebiete geradezu ausschlaggebend für den Spielerfolg. (Manche schreiben am lieb-

sten Rezensionen.) Der Ball ist rund und ein Seminar dauert neunzig Minuten. Daß Sozialhistoriker mannschaftsdienlicher spielen, wer wollte das bestreiten? Die Kopfballstärke der Geistesgeschichtler ist allerdings weniger eindeutig nachgewiesen. Die Mediävisten brillieren bekanntlich im Mittelfeld – doch kurz hinter oder vor der Pirenne-Linie haben sie meist Schwächen in der Ballannahme bzw. -abgabe. Die Alltagshistoriker und oral-history-freaks tun sich in der Regel weniger schwer auf dem Platz als die Strukturalisten, die zwar in Spielzügen denken, aber leicht den Ballkontakt verlieren.

Mit Arminia Bielefeld hatte es alles angefangen. Ich hielt als Schüler nichts vom Fußball, las lieber Goethe und versuchte, im Bürgerpark an der Oetkerhalle meine Tanzstundenliebe mit dem auswendig gelernten Mailied („O Mädchen, Mädchen, / Wie lieb ich dich! / Wie blickt dein Auge! / Wie liebst du mich!“) erfolgreich zu beeindrucken, was, gemessen am Leben und Treiben der heutigen Jugend, mißlang. Mein Deutschlehrer aber, Wolfgang Walkenhorst, schätzte nicht nur die große Lyrik, sondern auch diesen berühmten Dreiteiler von Besinnungsaufsatz: A. Einleitung, B. Hauptteil, I: These, II: Gegenthese, C. Schluß; es sei ihm alles verziehen. Einer dieser Aufsätze sollte den Fußball behandeln, ich weiß auch nicht mehr wie, aber Walkenhorst gab mir eine Zwei minus und stellte zur Begründung mit rotem, beleidigtem Kugelschreiber die Frage, ob denn zum Fußball außer Kraft und Schnelligkeit nicht noch etwas gehöre. Ich wußte, was er meinte, aber für mich, Wilhelm Meister oder Werther, je nachdem, zählte das natürlich überhaupt nicht.

Nachdenklicher machte mich da schon mein anderer Deutschlehrer, mit dem wir zusammen Brechts „Maßnahme“ aufführten, der selber schrieb (seine im letzten Jahr erschienene Kleist-Biografie ist einfach sehr gut) aber – 1953 war noch nicht weit weg – aus der Ostzone kam. Das merkte man ganz besonders, wenn er Rilkes „als ob es tausend Stäbe gäbe und hinter diesen Stäben keine Welt“ zitierte. Ohne Ulbricht wäre Sächsisch in Deutschland wahrscheinlich ein durchaus beliebter Dialekt geworden. Gut, Wolfgang Haecke also, einer unserer besten Lehrer, ein Schöngest, ging auf die Alm. Das fand ich unerhört. Dann blieb Bernd Kirchner sitzen. Das schien nun wirklich alles zu bestätigen. Bernd, er ist jetzt Architekt im Hochbauamt und, wie wir alle, geschieden, spielte

bei der Arminen-Jugend. Kirchner blieb also sitzen, kam in meine Klasse, und Arminia stieg auf in die 2. Liga West. Bernd war dribbelstark und schnell. Wenn man im Sportunterricht mit ihm in einer Mannschaft spielte (ich, wie immer, hinten), konnte man nicht verlieren. Dafür brauchte er schon mal morgens die Englisch-Hausaufgaben, er mußte soviel trainieren. Auch Roland Zorn war in dieser Klasse, in Sport und Deutsch etwas ungelent. Er ist jetzt Sportjournalist, bei der FAZ, aber, unter Kennern: deren Sportteil ist besser als der in der Frankfurter Rundschau. Die Tabellen sind auch viel übersichtlicher gedruckt.

Die Alm lag direkt hinter der Schule, von den Zeichensälen aus konnte man die Arminen trainieren sehen, blau, weiß, schwarz. Farblich gesehen nichts für Ästheten, aber wie sagt der Dichter: „Ich wählte mir als Knabe schon/Das schwarz-weiß-blaue Band,/Ich legte es um meine Brust/Mit jugendstarker Hand.“ Ich ging nun auch auf die Alm, Gretchen und Werther kamen nur noch bei den Auswärtsspielen zum Zuge. Die Helden in der Wirklichkeit wurden, neben Kirchner, auch „Stopper“ Dieter Schulz, ein beinhardter Außenverteidiger, später Mittelläufer; Renno war ein guter Torwart, Roggensack kein schlechter Stürmer, und Ruchel, Menzel, Montmann, Donnermann, Damann, Czichos, Gamon, naja, egal, wie sie hießen. In die Regionalliga West konnte Arminia nur kommen, wenn sie den achten Tabellenplatz in der zweiten Division West erreichte. Nach 20 Spieltagen war Arminia Vorletzter. Dann kam, aus Saarbrücken, Trainer Hellmut Meidt, vorher beim VfB 03, dessen Platz im Bielefelder Osten lag.

Meidt brachte es aber fertig: „Schicksalsjahr“ heißt dieses Jahr heute; die Aufholjagd begann, Arminia verlor nur noch ein Spiel und kam auf Platz sieben (Rot-Weiß Essen: sechs). Ich siegte jetzt mit, wie in der Klassenmannschaft auch, wenn Bernd Kirchner stürmte. Im ersten Jahr der Regionalliga (1963/64) machte ich Abitur, im Zeichensaal; man konnte die Alm sehen, sie war verschneit. Bernd wurde Sportler des Jahres. Arminia kam auf Platz II, Rot-Weiß Essen übrigens auf Platz 10.

Seitdem – irgendwie muß es gereicht haben – hat mich dieser Verein verfolgt. Samstags, Sportschau, worauf achte ich: Arminia! Montags, Sportseite, wessen Tabellenplatz interessiert mich am meisten? Arminia. Und das ist ja nun weißgott kein Zucker-schlecken. Aber damit hat das ja auch gar nichts zu tun, wie der

Dichter zu recht sagt: „Vom Knaben wurde ich zum Mann, / hab' heute ernste Pflicht, / Doch was das Leben fordern mag, / Mein Band (siehe oben) das laß' ich nicht.“ Bis hierhin ist Dichtung Wahrheit, aber in der nächsten Strophe, da fängt die fiction an: „Vom Knaben wurde ich zum Mann, / Ich sah die Jahre gehn, / Ich sah Arminias stolzes Band, / Siegreich am Maste weh'n.“ Gemeint ist: Westfalenmeister 1912, 1921, 1922, 1923, 1924, 1925, 1926, 1927, 1933, 1962. Westdeutscher Meister 1922, 1923. Westdeutscher Pokalsieger 1966. Westfälischer Pokalsieger 1908, 1932. WFV-Pokalsieger 1966, 1974.

Im ersten Bundesligajahr der vierzehnte Tabellenplatz (Rot-Weiß Essen: 18.), dann der Skandal. Jetzt hätte man eigentlich jeden Samstag und Montag wegschicken müssen, aber dann kommt wieder dieses Mitleid: „Ich sah Arminias schweren Kampf, / Sah ihr Leid und sah ihre Not, / Doch glaubt ich an Arminias Stern / Und sah ihr Morgenrot“. Paul Gerhard heißt der Dichter, genauer gesagt: mit Vornamen. Mit Nachnamen heißt er Wigand, Arminia ist ja erst 1905 gegründet worden. Ich war nach dem Abitur nie wieder auf der Alm, es ging über zwanzig Jahre lang alles per Zeitung, Radio, Fernsehen, wie sich das gehört für einen Schreibtisch-Fußballer.

Aber dann kommt das Spiel der Spiele, am 7. August 1987: Arminia Bielefeld gegen Rot-Weiß Essen. Meine Eltern suchen mir die Privatadresse meines früheren Deutschlehrers Wolfgang Walkenhorst heraus, er wohnt noch da, wo er immer gewohnt hat und ist Präsident des DSC Arminia. Die Zwei minus hatte ich ihm ja verziehen und er mir den Aufsatz, er erinnert sich sogar an mich. Kennen Sie Bielefeld? Die Umgebung ist sehr schön, Teutoburger Wald, durch die Stadt aber zieht sich jetzt der Westfalendamm, eine Autobahn auf Stelzen. Backpulver (diese Frau aus der Oetker-Küche im Werbefernsehen kommt wahrscheinlich aus Bielefeld), Leinen, Hemden, Nähmaschinen, Fahrräder, Registrierkassen – die ganze high tech des neunzehnten Jahrhunderts. Der Abschied vom Proletariat wird direkt am Ort, von der Bielefelder Schule, kommentiert. Meine Eltern wohnen an der Uni, genauer gesagt: Zwischen der Uni und der Alm; es gibt Königsberger Klopse (ich bin bei Berlin geboren), alles so wie immer, zu Hause. In der Waldklausur hat der Wirt schon wieder gewechselt, man kann nicht mehr hingehen; die Volkshochschule ist jetzt in der Ravensberger Spin-

nerci. Rainer Eckmann ist jetzt Notar, war aber immer mit auf der Alm, wenn er nicht mit meiner Schwester im Hundertneunziger seines Vaters westfälische Wasserschlösser besichtigte.

Meine Lehrer leben noch, bis auf einen, Biologie. An der Schule steige ich aus, gehe quer über den Rasen zur Alm, Haupttribüne, Block C, Reihe zwanzig. Das Flutlicht gab es früher auch noch nicht, man kann die Zeichensäle sehen. Außer Kneib und Eilenfeldt kenne ich keinen der Arminennamen, 0:6 Punkte hat die Mannschaft. Ein Sieg muß her gegen Rot-Weiß Essen, sonst droht schon jetzt das Abstiegsgepenst oder, um ehrlich zu sein, der Abstieg selbst. Der „Kicker“ beurteilt die Lage skeptisch, die „personelle Ausstattung“ müsse als „schwächer gelten als in der vergangenen Saison“, und Trainer Fritz Fuchs hat einfach gesagt, wie es ist: „Für uns wird es wieder ganz schwer.“ Rot-Weiß Essen peilt, laut „Kicker“, einen Platz im oberen Tabellendrittel an. Das ist allerdings dann steil nach oben gepeilt, 1:3 Punkte hat die Hrubesch-Truppe bis jetzt geholt. Die Essener Fans, vielleicht tausend, haben auf der Herfahrt in der Bahn die Notbremse gezogen. Die Bahnpolizei hat dreißig gleich festgehalten, macht wieder 300 DM weniger Einnahmen für Arminia. Die Alm faßt beinahe 20.000 Zuschauer, gekommen sind etwas über 4.000 – das ist unter dem Schnitt, den der Verein braucht, um finanziell über die Runden zu kommen. Es gibt keine Trikotwerbung bei der Arminia – wer wirbt mit dieser Mannschaft, bei diesem Tabellenstand?

Mein Deutschlehrer, rührig und liebenswürdig wie früher, erläutert mir die Lage; ich sitze neben ihm. Er raucht Zigarillos gegen die Nervosität, aber es hilft nicht. Er hat so viel guten Willen, möchte dem Verein von da unten weghelfen, aber das Geschäft ist hart geworden. Ein Wirtschaftsprofi der Bielefelder Industrie hat sich daran versucht, eine Politikerin . . . , nun also er. Ich hatte nicht an soviel Idealismus geglaubt, viel mehr profihafte Kälte erwartet. Das Amateurlager lauert, man spürt es schon. Das Spiel plätschert vor sich hin; es dauert eine Viertelstunde, bis die Arminia in die Nähe einer Torchance kommt. Walkenhorst hatte noch vorgestern von Kaiserlautern diesen Spieler ausgeliehen, die Gebühr soll erst im nächsten Jahr fällig werden, der Mann spielt nicht schlecht. Es geschieht buchstäblich nichts auf dem Platz; die Motivation der Spieler ist zwar gut, aber das Selbstvertrauen fehlt, kein Wunder, Stürmer fehlen, Geld fehlt – ein Teufelskreis. Die

von der Hafestraße sind auch nicht besser, aber die Fans sind munter: „Rot-Weiß Essen wird nie untergehen“, dann fliegen die Fäuste, und von den Arminienfans schallt es: „Ruhrpottschweine“, eine Beleidigung, wenn man Bielefeld gut kennt. In der Halbzeitpause Bier und Würstchen im VIP-Raum. So weit mußte es ja kommen. Beim HSV oder bei Bayern gibt es wahrscheinlich längst Schaumwein und Kannapes. Die Städte, in denen der Fußball den Abschied von der Proletarität mitvollzogen hat, sind irgendwie attraktiver und erfolgreicher. Sombarts Frage, warum es in den USA keine nennenswerte sozialistische Bewegung gegeben hat, ist schön und gut, aber warum keinen Fußball? (Es hängt natürlich zusammen.)

Nach der Pause wird das Spiel zunächst etwas lebhafter, aber dann riecht es schon bald nach Nullzunull. Achselzucken auf der Präsidiumsbank, und: Wenigstens keine Niederlage. Ich hätte dem Walkenhorst einen Sieg gegönnt. Die Pressekonferenz findet in der Schule statt. Die Trainer reden, auch Hrubesch, dem ich eigentlich auch einen Sieg gewünscht hätte. (Also was denn nun? Ruhrpott oder Westfalen?) Hrubesch betont das wiedergewonnene Selbstvertrauen seiner Mannschaft mit Westtünnerer Eloquenz. Fritz Fuchs ist mit dem 0:0 nicht unzufrieden. Abstiegsatmosphäre vielleicht noch nicht, aber Verzagtheit kommt auf, Schauspielern können sie noch schlechter.

Abschied von der 2. (!) Bundesliga. Wie soll ich denn dann rauskriegen, wie Arminia gespielt hat? In der FAZ steht's dann nicht mehr. Arme Arminia. Gibt's denn nicht noch irgend so einen Dussel wie Quintilius Varus, der sich am Teutoburger Wald mal so richtig zu Null schlagen läßt? Ich würde nur noch Kleist lesen. Ich habe mich ja in einem schweren Verdacht. Es hat was mit Heimat zu tun. Und das mir, dem Gegner dieser Tümeleien. Bielefeld, ausgerechnet, of all places, als hätte ich nicht schon in richtigen Städten gewohnt. Aber leben Sie mal in Essen und wohnen in Düsseldorf! Paul Gerhard: „Setzt mir auf's Grab den Fußball hin/Das Fähnlein in die Hand/Und zieht mir um die kalte Brust/Mein schwarz-weiß-blaues Band.“ Das nun allerdings doch nicht, keine Trikotwerbung, bitte!



Torpfostenbruch am 3. April 1971 in Mönchengladbach: Der Bremer Egon Coor-des versucht vergeblich, das Tor wieder aufzurichten. Zwei Minuten vor dem Ab-pfiff der Partie war Borussia's Herbert Laumen ins Tornetz gerauscht und hatte das Holzgerüst zum Einsturz gebracht. Das DFB-Sportgericht wertete die Partie mit 2:0 Punkten für den Gastverein. Laumen wurde als Dankeschön von Werder Bremen für die kommende Saison verpflichtet, Gladbach trotzdem Meister. (Foto: Horst Müller)

Gerhard Schröder

Fußball aus dem Bauch

Hier soll nicht von jenen Ignoranten die Rede sein, die es für eine intellektuelle Großtat halten, wenn sie sich mit der abgestandenen Floskel, warum denn nicht jeder der 22 Spieler einen Ball bekäme, dann müßten doch nicht alle hinter einem Ball herrennen, über den Fußball lustig zu machen suchen.

Beachtung verdient schon eher jemand, der wie der ehemalige Trainer der englischen Nationalmannschaft, Robson, meint: „Fußball ist nicht ein Spiel auf Leben und Tod; die Sache ist viel ernster!“ Gleichwohl sollten wir uns darauf verständigen, daß Robson übertreibt und deshalb soll die Rede von Robson auch nicht sein.

Uns geht es um die, die weder die Sportschau noch die Übertragung eines Europapokal- oder Länderspiels je versäumen, es sei denn, sie sind life dabei, oder wahre Schicksalsschläge hindern sie an der Ausübung ihrer Leidenschaft.

Und die Besten unter ihnen spielen selbst, sei es in den Amateurvereinen – oft bei den alten Herren –, sei es in den wilden Truppen des Kneipen- oder Betriebsfußballs. Es geht also um die völlig normalen Fußball-Verrückten, die „aficionados“. Und ich bin einer von ihnen.

Was ist es, was uns bei der Sache hält? Ich glaube, es ist unterschiedliches, je nach der Rolle, die wir aktuell einnehmen.

Der Fernsehzuschauer

Wir treffen uns, Samstag kurz vor sechs. Daß wir uns treffen, ist Wert an sich. Wir haben ein Thema und keiner hat die berühmten Informationsvorsprünge. Wir sind schön gleich in der Stunde von sechs bis sieben.

Ich weiß nicht, welche Sendung populärer ist, die Sportschau oder das Sportstudio. Das Sportstudio scheint technisch besser gemacht, ich wäre gern einmal Moderator. Aber die Sportschau ist

kommunikativer. Sie findet zu einer günstigen Zeit statt. Man darf sich noch treffen, ohne den Samstagabend zu zerstören und dadurch zum Opfer der aufgebrachten Familie zu werden.

Die Nachrichten nehmen wir noch mit, obwohl sie besser schon 17.55 begonnen hätten, dann wäre die nächste Stunde nicht schon angebrochen. Das nämlich ist ein Schönheitsfehler, der es schon wert wäre, den verantwortlichen Programmleiter zu entlassen.

Aber dann geht's los.

Herrlich, wie wir uns über die „Sülzköpfe“ in Köln erregen, die fast immer die falschen Spiele übertragen. Die Unterstellung, sie seien bestochen, ist die harmloseste, um von den auszusprechenden Strafen erst gar nicht zu reden. Na ja, kein Wunder, wenn man sie sich genau ansieht, die unsportlichen Bäuche nur notdürftig unter neuem Styling verborgen. Überhaupt die heutigen Fußballreporter! Wer zieht nicht die Augenbrauen hoch, wenn einer von ihnen auf der Bildfläche erscheint, so dick, daß er kaum auf die Mattscheibe paßt, der Maikäfer, wie wir ihn nennen, so aufgepumpt erscheint er. Ja, die Rede ist von Fritz Klein, dem Chef der Sportabteilung des NDR.

Nun gut, es sehen nicht alle so aus. Der Kürten, der ist uns sympathisch. Ich weiß, er ist beim ZDF, aber wir reden über ihn. Den versteht jeder, wenn er reportiert. Mehr als aah . . . oder ohh . . . allenfalls noch Jaah . . . , sagt er selten. Aber wie er das sagt! Für jeden verständlich und jedem aus der Seele gesprochen. Das ist einer fürs Volk.

Verglichen mit seinem Sprachschatz war der alte Adenauer zwar ein wandelndes Lexikon; aber für einen Fußballreporter reicht es allemal. Das einzige, was an Kürten stört, ist seine vermutete Wirkung auf Frauen.

Glanzvoll reden können sie alle, die Fußballreporter. Es ist die reine Lyrik, was sie so von sich geben, die Herren.

Wer kennt ihn nicht, den Spruch vom „psychologisch wichtigen Tor kurz vor (nach) der Pause“; vom „Tor des Jahres“ (mindestens 50 mal pro Jahr von den jeweiligen Berichterstattern gemeldet). Und viele Spieler haben Etiketten aufgepappt bekommen: „der junge Olaf Thon“, der „Sambatänzer Okonski“, „der Routinier Kaltz“, der „seine Bananenflanken“ schlägt, der „Joker Criens“, der eingewechselt wird. „Der junge Zechel“ von Bayer Leverkusen. Und selbst das allerschlechtesten Spiel hat noch sein Gutes: „morgen ist

es vergessen und nur die Punkte zählen“. Ehrlich freut sich jeder auf die Interviews nach den Spielen. Die unerbittliche Härte, mit der deutsche Sportreporter nach dem Spiel Akteure und Trainer ausfragen! Die Inquisition war ein Kinderspiel dagegen.

Und faszinierend die Antworten. Da erfährt man, daß der Ball rund ist und ein Spiel 90 Minuten dauert. Man lernt nachzuvollziehen, daß totale Unterwerfung unter den Trainer den Stamplatz am ehesten sichert und wirklicher Profi derjenige ist, der die Demutsgeste am besten beherrscht. Und man freut sich, nur zuschauen zu müssen. Ich bin sicher, ohne Fernsehen hätte der Fußball kaum Überlebenschancen, denn nur das Fernsehen läßt uns teilhaben. Es erlaubt ausgewählte Identifikation und ermöglicht distanzierteren Jubel.

Der Stadionbesucher

Im Stadion ist die Kommunikation der Zuschauer untereinander noch kürzer und prägnanter als vor dem Fernseher. Sie ist im Grunde aus sich selbst heraus verständlich. Eine Klärung der Beziehungsebene der Zuschauer untereinander ist völlig unnötig. Jeder versteht jeden, auch über soziale Schichten hinweg. Und alle haben ein gemeinsames Ziel: Den Sieg der eigenen Mannschaft.

Fußball ist – als Stadion-Zuschauer erlebt – geradezu klassenlos. Jeder kann sich auf das vorhergehende Spiel der Heim-Mannschaft beziehen. Jeder hat die Zeitungsberichte über die Auswärts-spiele gelesen und jeder weiß über die Form der einzelnen Spieler, über ihre Stärken und Schwächen Bescheid. Jedenfalls glaubt das jeder. Und so genügen zur Verständigung einzelne Wörter, Ausrufe oder Gesten. Das alles schafft eine dichte Atmosphäre, die schön ist.

Ein Geständnis ist trotz aller Liebe zum Fußball nötig. Ich gehe nicht sehr häufig zu Großveranstaltungen. Mich erschreckt das Verlangen nach totaler Identifikation. Daß bisweilen Haß gegen den Gegner aufkommt, widert mich an. Und mich ängstigt, daß die überragende Leistung des Gegners nur selten gewürdigt wird. Wasser in den Wein der Sportbegeisterung sind auch Gagen von Spielern und Praktiken der Spielervermittlung. Das Wissen darum treibt mich bisweilen zum MTV Immensen. Die Mannschaft spielt

in der Bezirksklasse und das nicht einmal sonderlich erfolgreich. Gleichwohl läßt sich hier Fußball direkt und entspannt erleben. Ich mag sie, die wirklichen Amateurmansschaften. Sie sind „der Fußball“. Von ihnen lebt er. Die anderen, die Profis, leben von ihm. Das darf nicht vergessen werden.

Der Freizeit-Fußballer

Es gibt nichts gutes, es sei denn, man tut es. Also spiele ich Fußball. Und wie? Ich bin inzwischen 43 Jahre alt und deutlich verletzungsanfälliger als früher. Das Fallen ist schmerzhafter, die Gegner laufen mir immer öfter weg. Gleichwohl ist der Torhunger geblieben. Mein Ärger auf die schlecht bedienenden Außen – ich bin Mittelstürmer – ist eher größer geworden.

Sonntag morgens um 9.00 Uhr ist das Spiel. Zwar werden die Wege immer länger und dennoch: jedes Tor – der stramme Volley aus 20 Metern – der Flugkopfball mit schmerzhafter Landung – der halbverunglückte Fallrückzieher – das Austricksen des Außenverteidigers – Erfolge, von denen ich zumindest den Sonntag leben kann. Ein Beweis für mich, daß ich noch was kann auf dem Fußballplatz, daß meine Mannschaft mich anerkennt; das genieße ich mehr als viele andere Streicheleinheiten.

Um auf die verkürzte Sprache des Fußballzuschauers zurückzukommen: Wenn ich selbst spiele, erlebe ich Sportsprache „at its best“: Wir verstehen uns auf Zuruf, Unwillen und Freude werden mit unmißverständlichen Kürzeln ausgedrückt, sind unmittelbar aus sich heraus verständlich, also: „Wir verstehen uns blind.“

Die sechs bis fünfzehn Zuschauer am Rande, die Hörigen des Fußballs, die verbitterten, ängstlichen und dennoch faszinierten Fußballfrauen. Das alles gehört für mich zur herrlichsten Nebensache der Welt, die bewahrt werden muß.

Übrigens: Wie Politik und Politiker auf den Fußball auch reagieren können, zeigt ein Beschluß des Juso-Bundeskongresses, dessen Forderungen noch längst nicht erfüllt sind:

Alle vier Jahre streut die Bourgeoisie den werktätigen Massen in aller Welt besonders viel Sand in die Augen. Mit dem Spektakel der Fußball-Weltmeisterschaft sollen überall die Massen vom Klassenkampf abgehalten werden, soll in der Bundesrepublik der Auf-

bau des Sozialismus auf das Schamloseste hintertrieben werden.

Nicht nur die Revisionisten der osteuropäischen Staaten beteiligen sich an diesem klassenversöhnlerischen Betrug an den Arbeitermassen, sondern auch die Renegaten der VR China (7. Linie der Provinz Shanghai) haben die Aufnahme in den Weltfußballverband beantragt.

Wir protestieren auf das Schärfste gegen diesen hinterhältigen volksfeindlichen Ausweitungsversuch des Ping-Pong-Revisionismus der 7. Linie der Shanghaier Opportunisten!

Wir halten es weiterhin mit den Worten des Großen Vorsitzenden Mao Tse Tung, der auf dem X. Parteitag lehrte:

„Den Kampf der Tiger im Stadion beobachten!“

Die Revisionisten aller Schattierungen geben sich dagegen der Illusion hin, als könne im bürgerlichen Staat der proletarische Fußball rollen. Demgegenüber erklären wir revolutionären Kantoniisten: „ERST DER SOZIALISMUS MACHT DAS LEDER RUND!“

Was also ist zu tun? Welches sind die konkreten Forderungen zum Fußball-Spielen?

Solange das bürgerliche Leder rollt, müssen wir die revolutionären Forderungen des Fußballvolks in die Massen tragen:

- Abschaffung aller indirekten Freistöße!
- Freie Wahl der Schiedsrichter durch das bewaffnete Spielervolk!
- Weg mit dem Abseits-Schwindel!
- Für freien Zugang zum gegnerischen Tor!

Bundeskongreß 1976

Die Kontinuität des Irrationalen: SC Fortuna Köln

Wenn man mich gelegentlich fragt, womit ich mein Geld verdiene, komme ich regelmäßig in Schwierigkeiten. Wer weiß schon, was Soziologie ist? Die meisten verbinden damit irgendeine mehr literarische Tätigkeit im Dienste entweder der Caritas oder des Kommunismus. Mir habe ich die Sache mittlerweile anders erklärt: Soziologen haben die Aufgabe, hinter allen Merkwürdigkeiten, die die Welt zu bieten hat, das bißchen an „Vernunft“ ausfindig zu machen, zu dem etwa 95 % der Menschen fähig sind. Der Rest entfällt (meiner Auffassung nach) etwa je zur Hälfte auf die Heiligen (für die dann die Theologen zuständig sind) und die Verrückten (für die es Psychologen und Psychiater gibt).

Diese Sicht ist bei den meisten meiner Kollegen ganz und gar umstritten. Sie meinen – meistens recht aufgeregt –, der Anteil der Verrückten und der Heiligen müsse entschieden größer sein.

Vielleicht wären diese Kollegen etwas weniger aufgeregt, wenn sie wüßten, was dieser merkwürdige „Rationalist“ (meist) Samstags (bzw. Sonntags-) nachmittags tut: Er besucht die Heimspiele des SC Fortuna Köln; er besucht die Auswärtsspiele des SC Fortuna Köln, sofern sie sich im Umkreis von – sagen wir mal – einer Autostunde befinden; er legt Dienstreisen gelegentlich so, daß auch weiter entfernte Auswärtsspiele einbezogen werden können; er stört Verwandten-Kaffee-Tafeln empfindlich durch das Einschalten von „Sport und Musik“, sobald sich die Zeit zur Durchsage der Halbzeit- und Endergebnisse nähert (in den – wenigen – Fällen, in denen die Kraft familiärer Bindungen den Drang zum Stadion überwogen hat); er fährt im Urlaub auf den höchsten erreichbaren Berg, um weitab von der Zweiten Bundesliga über Kurzwelle zu erfahren, ob man auch beim Angstgegner Alemannia Aachen die (meist kurze) Serie ungeschlagener Spiele fortsetzen konnte; er beschwert sich telefonisch beim WDR, warum dieses langweilige Interview mit – ich glaube, es war Udo Lattek – nicht endlich aufhört und man die Zwischenstände der Zweiten Liga durchgibt usw.

Wie traf es sich da, daß aus beruflichen Gründen ein Umzug ins Ruhrgebiet irgendwann unerläßlich wurde: zu den – selbstverständlich – weiter besuchten Heimspielen im Süd-Stadion in Köln kamen nun als „Heimspiele“: Rot-Weiß-Essen, MSV Duisburg (nicht mehr), Wuppertaler SV (schon lange nicht mehr), Rot-Weiß Oberhausen, Schalke 04 (zeitweise und immer mal wieder), Wattenscheid 09. Solingen ist ohnehin auf dem Weg. Nur das Stadion Remscheid (früher: Lüttringhausen) war infolge der Unwegsamkeiten des Bergischen Landes nicht rechtzeitig aufzufinden. Aber eine durch Kurt Brummes sprachliche Bocksprünge gewürzte Autofahrt im Regen und ein schließlich doch noch gelungenes Unentschieden (auswärts!) ist ja auch nicht zu verachten.

Wie fing alles an? Ich weiß es noch genau. Ein heißer Sommer-nachmittag auf den Jahn-Wiesen hinter dem Kölner Stadion verbunden mit (durchaus: bescheidener) eigener fußballerischer Betätigung. Meine Frage des Anlasses für einen unüblich intensiven Begeisterungssturm, der sich in der nahegelegenen Radrennbahn erhob, ergab, daß dort „Fortuna“ gerade sich anschicke, in die Erste Bundesliga aufzusteigen, nachdem ein gewisser Jean Löring es offenbar sich zum Lebensziel gesetzt habe, mit diesem ehemaligen Kreisklassenverein, von dem manche munkelten, daß in den Trikots einiger Spieler auch Halbseiden verarbeitet sei, dem „FC“ den Rang abzulaufen. Unbegründete Hybris, Irrationalität und Halbseidenes haben mich schon immer begeistert, da ich sie – wie gesagt – für relativ seltene Erscheinungen halte.

Die Folge: Die – zunächst noch: recht distanzierte – Begleitung eines langen und wechselhaften Abstiegskampfes der so bravourös aufgestiegenen Fortuna, deren Spezialität das Ausgleichen von schon in den ersten Minuten längst verlorenen Spielen (z.B. 3:3 gegen Hertha BSC nach einem 0:3-Rückstand; 2:2 gegen VfL Bochum aus ähnlicher Lage mit einem der berühmten Gewaltschüsse von Gerd Zimmermann von der Mittellinie aus) zu sein schien; die sich den Luxus erlaubte, einen verdienten Zehnkämpfer als Trainer zu halten, weil Martin Luppen, der Trainer der Aufstiegs-elf sowie des dreimaligen deutschen Amateurmeisters meiner Heimatstadt Jülich (noch) nicht bereit war, die Sicherheit des Beamten-daseins mit den Unwägbarkeiten eines hauptamtlichen Trainerstuhls (zumal: bei Fortuna) zu tauschen; und die schließlich nur durch die Differenz eines Tores und eines kaum zu glaubenden

Auswärtsunentschiedens von Wuppertal absteigen mußte. Für viele war der Abstieg Grund genug, der Fortuna den Rücken zu kehren, nachdem es anfangs so ausgesehen hatte, als ob für den FC tatsächlich schwere Zeiten anbrechen würden. Wirkliche Obsessionen sind gegen die Veränderung äußerer Umstände jedoch widerständig. Es begann nun die lange Zeit des typischen Fortuna-Gefühls. Leere Ränge, gepflegter, technisch hochstehender Fußball, stets eine vage Hoffnung auf Aufstieg, die sich dann trotz einiger durchaus vorhandener Möglichkeiten dazu nie realisierte, distinguiertes Beifall der wenigen Auserwählten bei gelungenen Aktionen wie auf einem Vor-Becker-Center-Court, die Entwicklung eines Gefühls der Verantwortung und der Verbundenheit auch zu den anderen wenigen Unentwegten, wenn einmal das Wetter allzu schlecht und der Tabellenstand doch recht entmutigend war.

Dann die Hoffnungen, daß alles besser werde, wenn erst einmal sich Entscheidendes ändere: Umstellung auf die eingleisige Zweite Bundesliga – wieder nur wenige hundert Zuschauer. Fertigstellung des neuen, großen Müngersdorfer Stadions. Wissen Sie, wie man sich mit ca. 200 Zuschauern in einem 60.000-Stadion etwa gegen Ende November fühlt? Umzug in das – wahrscheinlich nur für Jean Löring errichtete – neue Süd-Stadion. Im ersten Spiel kommen tatsächlich 8.000 Neugierige. Aber – Gott sei Dank – das alte Niveau – zuschauermäßig wie spielerisch – pendelt sich wieder ein, so daß der besondere Genuß eines typischen Fortuna-Nachmittags nicht verloren geht: Viel Platz auf den Rängen. Unterhaltsame Plauderei, die nur selten durch ungebührlich laute Publikumsreaktionen unterbrochen wird. Man kennt sich und die Spieler (nicht zuletzt: da man – es sei gestanden – gelegentlich das Training beobachtet und dabei die Aufmerksamkeit der Spieler so erweckt hat, daß man auch recht persönliche Details in Erfahrung bringen kann). Höhepunkt: Ein grüssendes Kopfnicken von Jochen Goll beim Aufwärmen, das meine Frau, die darauf bestanden hatte, unsere Hochzeitanzeige auch an die Spieler von Fortuna und insbesondere Jochen Goll zu schicken, selbstverständlich auf sich bezog. Die seinerzeit von Fortuna übersandten Handtücher mit Vereinsblem sind übrigens noch in ehrenvollem Gebrauch.

Auch der in der gleichen Obsession verbundene Kollege (einer der bekannteren deutschen Sportsoziologen) kann sich – nach kurzen Übergangsproblemen – auch im Süd-Stadion wieder mit sei-

nen lautstarken und von den Spielern normalerweise auch befolgten, da mangels Zuschauerlärm gut hörbaren sowie meist taktisch höchst angemessenen Anweisungen („Friedhelm, decken!!!“) Gehör verschaffen, wie dem freudigen Ausruf eines anderen Getreuen: „Hüür ens, do es dä Jeck uss dr Radrennbahn als widder“ un-zweideutig zu entnehmen war.

Gelgentlich verdüsterte sich das Idyll: Ungewohntes Gedränge an den Kassen! Unangenehme Enge auf den Stehplätzen! Man sieht schlecht, versteht sein eigenes Wort kaum und hat Mühe, die Getreuen des leeren Ranges rechtzeitig wiederzufinden. Was ist Geschehen? Nun ja: 5:0-Sieg im Pokal gegen Dortmund, zuvor 2:1-Sieg gegen Mönchengladbach (nach einem 2:2 in Mönchengladbach, an das keiner mehr geglaubt hatte). Der Lohn für die Unbill war phantastisch: Pokalendspiel gegen den Ortsrivalen im großen Müngersdorfer Stadion. Was heißt das? Einmal selbstverständlich: Erwerb eines Video-Recorders mit besonders guten Standbild- und Zeitlupeneigenschaften (die – so versichert der Verkäufer – nicht nur zur genaueren Inspektion und Analyse von fußballerischen Szenen wichtig wären); denn: wann wird wohl jemals noch einmal ein Spiel der Fortuna in voller Länge im Fernsehen zu erleben sein? Und dann dieser grandiose Sieg (leider nicht vom Ergebnis her): Ein großes Spiel der Fortuna gegen einen pomadigen und überheblichen FC, Pfeifkonzert der 60.000 gegen diese blasierten „Profis“ bei der Pokalübergabe, enthusiastisch gefeierte Ehrenrunde der kleinen Fortuna – und alles sowohl live, wie anschließend daheim auf dem Recorder (und später zur besinnlichen Stunde gelegentlich noch einmal). Aber irgendwie hat man es erwartet (und manchmal meint man: Spieler und Präsident auch): Man darf nach der Krone greifen, dabei auch viel Sympathien gewinnen, bekommen wird man sie nicht. So gesehen war das Drama der Relegationsspiele gegen Dortmund mit dem alles entscheidenden Gegentor 12 Sekunden vor Schluß des Rückspiels nur eine noch etwas perfektere Inszenierung, aber kein neues Sujet.

Wie gesagt: Würden die Kollegen um alles dies, hätten sie leichteres Spiel im Nachweis, daß der, der so fest an die Rationalität des Handelns glaubt, selbst nicht ganz beisammen sein dürfte. Aber Vorsicht: Was wußte der Kölner Express zu berichten, nachdem Jean Löring nach den unglücklichen Relegationsspielen seinen Rücktritt als Präsident verkündet (und damit beinahe das Ende der For-

tuna heraufbeschworen) hatte: Er ist nicht mehr der Alte, keine Lebensfreude mehr, glanzlose Augen, ein gebrochener Mann. Was tat Jean Löring schließlich: Er stellte sich wieder zur Wahl als Präsident und wurde – wie üblich – mit einer Gegenstimme, nämlich der seiner Frau wiedergewählt.¹

Und genau das ist es, was ich unter „Vernunft“ verstehe: Tue nichts gegen Deine Dir wirklich wichtigen Leidenschaften, sofern man Dich läßt. Insofern erscheint auch – zum Beispiel – die wohl lebensgefährliche Not-Reparatur des Flutlichtes durch (den gelernten Elektriker) Löring während eines Spiels gegen Darmstadt in einem anderen Licht. Oder was könnte wichtiger sein, als eine Spielwiederholung gegen einen Mitkonkurrenten um den Aufstieg zu verhindern, gegen den man Mitte der 2. Halbzeit unerwarteterweise mit 3:0 in Führung liegt? „Irrational“ ist das ganze nur für den, der von den wirklich wichtigen Beweggründen nichts weiß und dem die zwingende Kraft einer darauf gründenden „Logik der Situation“ nicht geläufig ist.²

Zu berichten ist noch, daß ich derzeit wieder in Köln arbeite (und im Ruhrgebiet – aus leicht einsehbaren Gründen – wohne) und daß es gerade zu Saisonbeginn einige „englische Wochen“ und dienstliche Termine gibt, die etwa gegen 19 Uhr beendet sein müssen. Zum Dienstbeginn in Köln haben mir die Kollegen vom Zentralarchiv für Empirische Sozialforschung der Universität Köln – in Kenntnis der wirklich wichtigen Bedingungen fruchtbarer Zusammenarbeit – einen Ball mit den Unterschriften der Spieler und einer besonderen Widmung des Präsidenten dediziert.

Gestern abend wurde der Spitzenreiter St. Pauli in einem hinreißenden Spiel nach Toren von Uwe Helmes und Ralf Schlösser mit 2:0 gestürzt. Und Fortuna steht mit 9:5 Punkten mit acht anderen Mannschaften in der Spitzengruppe, nachdem sie kürzlich fast abgestiegen war.

1) Aus sozialpsychologischer Sicht handelt es sich um einen Fall von Lösungsresistenz nach intermittierender Verstärkung, wonach man Handlungsweisen auch bei Mißerfolgen beibehält, wenn die „Belohnungen“ für diese Handlungsweisen vorher sehr unregelmäßig und in wechselnder Höhe aufgetreten sind. Angler, passionierte Glücksspieler, mittelmäßige Schlagersänger und Autoren von Zufalls-Bestsellern (auch im wissenschaftlichen Bereich) unterliegen

dem gleichen Phänomen. Vgl. für Einzelheiten z.B. Opp, Karl-Dieter, *Verhaltenstheoretische Soziologie*, Reinbek 1972, S. 64 ff.. Soziologisch relevant dürften vor allem Theorien der Reaktion auf durch vertikale Mobilität bedingte Status-Inkonsistenz sein; vgl. hierzu die Konferenzbeiträge in Robert W. Hodge und Hermann Strasser (Hrsg.), *Status Inconsistency in Modern Society*, Duisburg 1986.

2) Vgl. zum Begriff der „Logik der Situation“ insbesondere Popper, Karl R., *Das Elend des Historizismus*, Tübingen 1965, S. 119 f.; sowie Ders., *Die offene Gesellschaft und ihre Feinde*, Band 2: *Falsche Propheten. Hegel, Marx und die Folgen*, München 1977 (zuerst: 1944), S. 112 ff.



Kalte Dusche für erhitzte Gemüter: Modellcharakter hat eine Vorrichtung im Dortmunder Westfalenstadion. Droben den Spielern die Nerven durchzugehen, schaltet sich automatisch ein Wasserwerfer ein, der in den Rasen eingelassen ist. Bislang malte die Anlage nur einmal eingesetzt werden, nämlich beim Spiel des BVB gegen 1860 München in der Saison 77/78; unser Bild zeigt Mirko Votava (li.) und Horst Wohlers. (Foto: Lindemann)

Mit Deinem Doppelpaß machst Du alle Gegner naß – Du und Dein VfL

Die Bundesligageschichte des VfL läßt sich in vier Phasen einteilen; diese können mit den Namen der vier Trainer – in Bochum „Fußballlehrer“ genannt – charakterisiert werden, die bisher beim VfL gearbeitet haben.

Das überaus harte Los der frühen Jahre trug Heinz Höher, Magier und Künstler in einer Person, ehemaliger VfL-Mittelfeldstrategie, der Jahr für Jahr lokale Fußballgeschichte schrieb und wahre Wunder schuf, indem er mit einer eigentlich nicht bundesligareifen Mannschaft den Klassenerhalt schaffte. Jedes Mal war es spannend bis zum Schlußpfiff des letzten Spieltags, denn erst dann war das rettende Ufer wieder einmal knapp erreicht, der drohende Abstieg endgültig vermieden.

Als der junge, eher lockere Heinz Höher nach vielen Jahren „keine Perspektive“ mehr sah und wegging, wurde aus der Schweiz Helmut Johannsen verpflichtet, ein Coach der alten Schule, als ehemaliger Meistersmacher erfahren, stets korrekt nach innen und außen, im Vergleich zu Höher eher einen harten Kurs steuernd.

Lange bevor der unbequeme Johannsen kam, hatte der erste Vorsitzende dem Oberbürgermeister versprochen, eine junge Mannschaft zu bauen, falls dieser ihm ein neues Stadion bauen würde. Der OB bzw. die Kommune lösten ihren Teil des deals zwischen dem bekannten Herrenausstatter und den SPD-Oberern nach und nach ein: Sie ließen eine wahre Fußball-Oper mit einer einmaligen Akustik entstehen, die in der Bundesrepublik – abgesehen vom Dortmunder Westfalenstadion – ihresgleichen sucht; ein wahres Schmuckkästchen, in dem man auch auf dem letzten und höchsten Rang noch hautnah am tragischen Geschehen auf der Bühne des Fünfmeterraums ist. Kein Platz in dieser Fußballarena ist mehr als 30 Meter vom Spielfeld entfernt; woanders, in jenen trostlosen Betonschüsseln mit ihren tiefen Gräben, ist kaum einer näher dran.

Die neuesten Errungenschaften sind – neben einer ausgezeichnet funktionierenden Rasenheizung – zwei Anzeigetafeln oder besser –täfelchen, über die in der Pause neben den „Halbzeitergebnissen von den anderen Bundesligaplätzen, übermittelt von Deutschlands größter Sportzeitung . . .“ auch der Duft der großen, weiten Welt in Bochum verbreitet wird.

Mit der Entwicklung der jungen, begeisterungsfähigen „Zuckertruppe“ hingegen haperte es gewaltig. Johannsen geriet mehr und mehr unter einen von innen und außen geschürten Erfolgsdruck, dem er nicht Paroli bieten konnte. Zudem „paßte“ er nicht zur Mannschaft – oder diese nicht zu ihm; an ihm schieden sich die Bochumer (Fußball-)Geister.

Als Johannsen nach nur zwei Jahren, einer für Bochumer Verhältnisse lächerlich kurzen Zeit, wieder ging, kam von Rot-Weiß Essen Rolf Schafstall, der ehemalige Verteidiger. Zugleich war der erste große Notverkauf fällig, um die chronisch marode Vereinsbilanz mit „Verbindlichkeiten“ in Millionenhöhe aufzupolieren. Gewissermaßen als Vorgriff auf erhoffte bessere Zeiten waren ganz offensichtlich finanzielle Verpflichtungen eingegangen worden, die sich in Anbetracht der tatsächlichen Entwicklung der Zuschauerzahlen und Werbeeinnahmen (u.a. Porst, Polsterwelt, OPEL) als nicht realistisch erwiesen. Zudem wurde der katastrophale Schuldenberg vor der Öffentlichkeit in einer permanenten Gesundheitsberaterheruntergespielt.

Den sieben mageren Jahren folgten nicht die sieben fetten, der Sturz aus dem Wolkenkuckucksheim endete mit einer schmerzhaften Bauchlandung: Jupp Tenhagen, einziger Nationalspieler und „Herzstück“ der Mannschaft, Libero und Mittelfeldregisseur in einer Person, gewissermaßen die Institutionalisierung des VfL seit vielen Jahren, wurde nach Dortmund gewechselt, wo er nie zurecht kam, drei Jahre wie mit einer angezogenen Handbremse spielte und selten seine alte Bochumer Klasse erreichte. Am (Spiel-)Tag des Abschieds weinte im Ruhrstadion nicht nur Tenhagen . . .

Schafstall, ein unermüdlicher Kämpfer und harter Arbeiter, ein wahrer Fußballmaniach, Kettenraucher und Zauberer, war in einer chronisch miserablen Lage: Jahr für Jahr mußten Leistungsträger verkauft werden (Blau, Abel, Schreier, Patzke, Bast, Jakobs, Kuntz), um dem Bannstrahl des DFB zu entgehen, d.h. die im Rahmen des Lizenzierungsverfahrens gemachten drakonischen Auf-

lagen zu erfüllen. In dieser Zeit schufen die kreativ-witzigen Fans einen inzwischen zeitlosen – vor allem gegen Entscheidungen des Schiedsrichters gerichteten – Einzeiler, den ich nur in Bochum gehört habe: „Wir hassen den DFB!“ Nach guten Leistungen skandierten sie gelegentlich: „Schafstall, wir danken Dir!“

Ansonsten sind ihre liebevoll und gekonnt vorgetragenen Arien eher Allgemeingut der Liga wie z.B. neuerdings: „Ihr seid . . ., asoziale . . ., ihr schlaft unter Brücken oder in der Bahnhofsmision“ oder das im Westen seit dem Skandal zeitlose „S 04, die Sch... vom Revier“. Im übrigen: An den finanziellen Manipulationen, die unter der Bezeichnung „Bundesligaskandal“ bekannt wurden, war selbstverständlich kein Bochumer Spieler beteiligt!

Der Trainer hatte die undankbare Aufgabe, die durch Notverkäufe der Leistungsträger entstandenen Lücken mit unbekanntem, biederen Amateuren und Jugendspielern schließen zu müssen. Und immer wieder schaffte Schafstall die schier aussichtslos erscheinende Quadratur des fußballerischen Kreises, den Klassenerhalt mit einer geschwächten, weil dezimierten Mannschaft. Er vollbrachte mit seinem Torso Leistungen, die ihm sehr zu Recht den Titel „Trainer des Jahres“ einbrachten und die manchen von Latteks Titelgewinnen mit den mondänen Bayern in nichts nachstanden. Sogar der oberkluge Zampano Max Merkel zollte in einem großen Boulevardblatt diesen Leistungen Respekt.

Als der sarkastisch gewordene Schafstall, inzwischen vom soliden Handwerker zum gediegenen Spitzenkünstler seines Fachs avanciert, die jahrelange Sisyphusarbeit endgültig leid war und ihm zudem etliche interne Querelen an die Nieren gingen, ließ er sich vom skrupelloseren der beiden Nachbarn abwerben, der ihm wohl das Blaue von seinem zufällig gerade einmal wolkenfreien königsblauen Himmel herab versprochen haben muß.

Der Assistent wurde Cheftrainer und Nachfolger des Meisters. Hermann Gerland, den sie immer noch „Tiger“ rufen, war in seiner aktiven Zeit beim VfL ein kompromißloser Manndecker und Außenverteidiger, der weder sich noch andere schonte, eine Mischung aus Terrier Vogts und Eisenfuß Höttes.

Als Trainer gehört er zu den wenigen Stillen der Branche, kein Grantler, Sprücheklopper, Volkstribun, Glücksritter oder Weltenbummler auf der großen Bühne des Fußballs, sondern revierverwurzelt und volksnah, dem VfL fast seit Geburt fest verbunden

und ein „harter Hund“, auch nach bedeutungslosen Niederlagen bitter enttäuscht.

Die Geschichte eines Bundesligavereins ist zugleich auch immer die Geschichte seiner Mittelstürmer. Die alternative, vor allem beim small talk an Tresen des westlichen Ruhrgebiets häufig geäußerte Hypothese, wonach die Geschichte eines Bundesligisten immer die Geschichte seiner Mittelfeldregisseure sei, läßt sich am Beispiel des VfL nicht belegen. Der Grund ist einfach: Alle Neuverpflichtungen, denen diese Aufgabe jemals zugeordnet war (z.B. Paul Holz, Holger Trimhold, Christian Groß, Wolfgang Patzke), konnten diese Rolle nicht ausfüllen. Für das Mittelfeld des VfL waren nie technisch versierte Spielmacher mit langen Pässen, die das Spiel wie ein Dosenöffner die Dose aufreißen, grundlegend, wie sie die Reviernachbarn in Ballzauberer Raducanu oder dem maradonaesken Thon haben, sondern eher familiärer Teamgeist und gepflegtes Kurzpaßspiel; typisch sind unermüdliche Kämpfernaturen wie der lauffreudige Mittelfeldmotor Ata Lamek, der inzwischen schon mehr als 500 mal in der Bundesliga gespielt und geschuftet hat, oder wie der ausgebuffte, edle Abwehrrecke Lothar Woelk, an dem schon manch ganz Großer verzweifelte und den sie manchmal – sehr zu unrecht – als Eisenfuß oder Rambo abstempeln wollen.

Die Gilde der Torjäger begann mit Hans Walitza, der – technisch versiert und torgefährlich – in den ersten Bundesligajahren für Furore und den Klassenerhalt sorgte. Mit ihm begann auch ein zentrales hausgemachtes Problem, das seitdem alle erfolgreichen Bochumer Mittelstürmer ereilt hat: Wenn sie richtig gut waren, mußten sie verkauft werden, um die marode Vereinskasse zu sanieren.

Auf Walitza folgt Jupp Kaczor, schlitzohrig und trickreich, der zusammen mit seinem „Zwilling“ Hans-Werner Eggeling von Langendreer 04, der abging wie eine Rakete und zu seiner Zeit der schnellste Linksaußen der Liga war, an guten Tagen manche Abwehr in einer Telefonzelle schwindlig spielen konnte. Als Kaczor sich unglücklich das Bein brach, war Trainer Höher darob so verzweifelt, daß er seinen Job hinschmeißen wollte; der Vorsitzende mußte alle seine Überredungskünste sowie seinen gesamten Berufsoptimismus aufbieten, um seinen Fußballlehrer in dieser wahrhaft tragischen Situation zum Weitermachen zu bewegen. Kaczors Bein

heilte, der schlimme Bruch im Kopf aber blieb: Auch als er wieder spielte, wurde er nie wieder der alte.

Als nach besagtem Beinbruch die Bochumer Sturmserie am größten war, kam von Westfalia Herne Jochen Abel. Er war einer, der Fußball nicht wie einzelne dieser begnadeten Filigrantecher zelebrieren konnte wie zu seiner Zeit der behende, elegante Dieter Bast oder später der primadonnenhafte Thomas Kempe, die bei ihren brillanten Kabinettstückchen den Ball wie an einer Schnur gezogen um die Ecke spielen können; Abel war eher einer, der mit der Brechstange spielte, ein todsicherer Elfmeterschütze und emotionaler Sturmtank, wie es ihn eigentlich schon längst nicht mehr gab, der durch Einsatz und Kampfgeist nicht nur den harten Kern der Fans elektrisierte und den Klassenerhalt fast im Alleingang herauschoß und -köpfte.

Als der Stern vom „Jochen“ zu sinken begann, ging der von Christian Schreier auf. Der Neuzugang von Schloß Neuhaus wurde der neue Alleinunterhalter im Angriff, der sich bei den Himmelfahrtkommandos seiner Alleingänge an den festgefühten Bollwerken der gegnerischen Abwehrreihen verschleiß. Er wandelte sich in kurzer Zeit vom unbekanntem Amateur zu einem der gefährlichsten Torjäger der Liga, vom Nobody zum quirligen Stürmerstar, was auch den PR-Strategen von Bayer Leverkusen nicht entging, die sich dank der schier unerschöpflich sprudelnden Konzernkasse in jenen Jahren häufig beim Bochumer Saisonschlußverkauf preisgünstig mit Spitzenspielern eindeckten.

Auf den technisch hervorragenden Schreier folgte der ehrgeizige Stefan Kuntz, der es innerhalb von nur drei Jahren bis zum Torschützenkönig der Liga brachte. Eigentlich hatten die Verantwortlichen des VfL in Neunkirchen einen Verteidiger verpflichten wollen; den fanden sie nicht, aber stattdessen sahen sie einen jungen Mittelstürmer. – Ein Jahr nach Polizeihauptmeister Kuntz kam der einstige Nationalmittelstürmer Klaus Fischer zurück in den Ruhrpott.

Er hatte nach den für ihn unerfreulichen Jahren in Köln eigentlich schon aufhören wollen, um dann in Bochum seinen dritten (manche sagen vierten) Frühling zu erleben. Fischer war stets und immer noch für einen Abstauber gut, manchmal Regisseur und Torjäger in einer Person, ein idealer Partner für den jungen Kuntz; Fischer verkürzte weiter den Abstand zu Gerd Müller in der Liste der

erfolgreichsten Torjäger aller Zeiten – solange die Muskeln und Sehnen mitspielten.

Die Bochumer haben im übrigen immer wieder gute Erfahrungen mit der Verpflichtung erfahrener Spieler gemacht. Erinnert sei nur an Reinhold Wosab, den Strategen aus glanzvollen Dortmunder Europacupzeiten, als sie dort den Borsigplatz schwarz-gelb anstrichen, oder an Eia Krämer, den sie beim HSV nicht mehr haben haben wollen, bevor er für den VfL noch wirklich große Spiele machte; als später der exzellente, jedoch total coole und übersachliche Zumdiek lange verletzt ausfiel, half Otto Kleff aus, ein Fußballdenkmal und wahrer Liebling der Massen.

Alles ging weiter wie gehabt: Kuntz wechselte in einem weiteren spektakulären Millionentransfer zu Bayer Uerdingen, die ja ebenso wie die Neureichen aus Leverkusen am Finanztropf des gut betuchten Chemiegiganten aus der Farbenstadt hängen und daher Vertragsverhältnisse mit Pensionsberechtigung eingehen können; Fischer hängte seine Schuhe – wieder einmal endgültig – an den berühmten Nagel. Geld für gleichwertigen Ersatz dieses Duos war – wie immer – nicht vorhanden. Alle (Tor-)Hoffnungen ruhten nun auf dem jungen, flinken Uwe Leifeld aus Münster, der auch traf, jedoch mitten in der Saison schwer verletzt wurde. Daraufhin ließ sich Fischer reaktivieren, traf wieder und setzte vor allem spielerische Akzente – soweit Verletzungen dies zuließen.

In Bochum ist alles anders als z.B. bei den beiden mächtigen Rivalen und traditionsreichen Nachbarn an der Bl, die immer noch Zuschauer magneten sind und mythenreich lange Schatten werfen, obwohl bei ihren Leistungen längst der Lack ab ist.

Trainer werden grundsätzlich nicht gegangen; wenn sie gehen wollen, kündigen sie – selbstverständlich schriftlich und fristgerecht – von sich aus ihr Arbeitsverhältnis. Vorzeitige Rausschmissgar, andernorts ein beliebtes Medienspektakel und vermeintlich probates Allheilmittel, sind beim Arbeitgeber VfL völlig unbekannt. Auch wenn die wenig torhungrigen Stürmer mehrere Spiele nicht ein einziges Mal getroffen haben und wir die Tabelle wieder einmal von ganz hinten aufrollen müssen, steht der erste Vorsitzende in Treue fest zu seinem Fußballlehrer. Dadurch wird ein Ausmaß an Arbeitsplatz- bzw. Beschäftigungssicherheit innerhalb des „Systems der Arbeitsbeziehungen in der Fußballindustrie“ erreicht,

das außer im öffentlichen Dienst und bei Bor. Mönchengladbach nirgendwo in der gesamten Arbeitswelt gegeben ist. In Bochum den Trainerjob zu ergattern ist nahezu gleichbedeutend mit der Verbeamtung auf Lebenszeit.

Das Management des Vereins betreiben nicht hauptberuflich tätige Profis mit knallhartem betriebswirtschaftlichen Kalkül wie in anderen Unternehmen mit mehreren Millionen Jahresumsatz. Stattdessen erfolgt die Leitung als Feierabendhobby in einer Mischung aus manchmal hausgemachter Kleinkariertheit, ehrbarer Kaufmannskunst, der immerwährenden Hoffnung auf bessere Zeiten und der brav-biedereren Ideologie von den elf Freunden, die sie sein müssen, wenn sie Siege wollen erringen.

Schier unvorstellbar ist und bleibt, daß z.B. ein geschäftstüchtiger, ausgebuffter Manager, der – aus welchen Gründen immer – geschasst wurde, Forderungen in sechsstelliger Höhe anmeldet, über die nach gescheitertem Gütevermerk vom zuständigen Arbeitsgericht entschieden wird. Der Mann in dieser Position heißt im übrigen Klaus Hilpert. „Er ist der wohl unbekannteste Manager der Bundesliga und hat doch ein Selbstbewußtsein wie Hoeneß und Lemke zusammen.“ (Süddeutsche Zeitung) Insgesamt scheint die Professionalisierung des Managementbereichs noch in den Kinderschuhen zu stecken. Über die Arbeit des Wirtschaftsrats, der bestehen soll, habe ich leider nichts in Erfahrung bringen können.

Jahreshauptversammlungen sind kein Medienspektakel, bei dem es gilt, schmutzige Wäsche zu waschen oder alte, offene Rechnungen sonstwie öffentlich zu begleichen; sie sind eher große Familientreffen, die nach dem Prinzip von Frieden, Freundschaft, Eierkuchen ablaufen. Als vor einigen Jahren einmal dynamische Jungtürken aufmüpften und große Töne spuckten, wurden sie schnell und problemlos integriert; „zum Wohle unseres VfL“, „miteinander, nicht gegeneinander“ war das Motto. Berichte über dieses Ereignis lesen sich ebenso spannend wie die Nachricht, daß die Bochumer U-Bahn einen ihrer vier Bahnhöfe pünktlich erreicht hat.

Wahlen sind im Vorfeld nicht durch kommunalpolitisch motivierte Winkelzüge gekennzeichnet; auch jettet kein selbsternannter Retter von den Kanaren ein, der seine Zukunft schon lange hinter sich hat, bevor er zum Nachfolger seines Nachfolgers gewählt wird. Die personelle Kontinuität im Vorsitz des VfL ist längst Legende und für Outsider fast schon beängstigend, Angst und Bange kann einem

nur vor dem irgendwann anstehenden Generationswechsel werden, vor der Zeit nach der mehr als ein Vierteljahrhundert währenden Regentschaft des hehren Ottokar Wüst, dessen institutionalisiertes Lebenswerk dieser Verein ist.

Schließlich: Die Fangemeinde, mehr in blau als in weiß gekleidet, ist klein an Zahl, witzig und – im Gegensatz zu der manch anderer Vereine – lammfromm, in ihrem harten Kern organisiert und vom Verein betreut. Die Fans verlieren selbst dann nicht so schnell die Fassung, wenn unser Spiel wieder einmal so spannend ist wie das Testbild im Fernsehen, gutes Oberligaformat kaum erreicht und trostlose 0:0-Endergebnisse wahrlich nicht auf eine Wiederbelebung des Angriffspiels hindeuten – von bitteren Heimmiederlagen gar nicht erst zu sprechen. Fanprojekte gibt es nicht, weil es sie nicht zu geben braucht, von Randalen keine Spur. Auch die Polizisten verleben geruhige Nachmittage und können sich ungestört das Spiel anschauen.

Der beste Platz ist immer in der Ostkurve des Ruhrstadions, wo sich die anderen Mitglieder der Fangemeinde befinden (wie im Block 13 in der Südkurve des Westfalenstadions oder unter der Anzeigetafel im Parkstadion). Hier spielt sich das wahre Fußballleben ab, nicht auf den Schalen-Sitzen der Haupttribünen. In diesem Revier der Fans kann man sich so sicher fühlen wie in Abrahams Schoß. Im übrigen ist die Grundsatzentscheidung für die Stehtribüne ausschließlich mit einer bestimmten fußballerischen Weltanschauung zu begründen und nicht mit der Verfügbarkeit über finanzielle Ressourcen.

In den frühen 70er Jahren, als Zadek und Höher an den beiden großen kulturschaffenden Institutionen der Stadt, VfL und Schauspielhaus, in den leitenden Funktionen tätig waren, kam es zu einer Zusammenarbeit, die einmalig für die Kulturszene der Republik gewesen sein dürfte, aber leider nicht richtungweisend war: Wer ein Abo für das Schauspielhaus erstand, bekam Ermäßigungsscheine für den Besuch der Heimspiele des VfL.

Dies eröffnete dem mobilen Ruhrgebietsbewohner prächtige, ja faszinierende Perspektiven für die Gestaltung eines Samstags und stellte ein Stück praktischer Lebensqualität zu einer Zeit dar, als der Begriff noch unbekannt war: Nachmittags gab es eine Inszenierung, die – bei prinzipiell ungewissem Ausgang – häufig recht

spannend, manchmal nervenaufreibend war, abends eine mit bekanntem Ausgang, die jedoch meistens die besseren (Haupt-)Darsteller vorzuweisen hatte; dem Psychodrama folgte das Drama. Der FC Bayern und König Lear standen auf dem Spielplan, Franz Beckenbauer und Ulrich Wildgruber waren die großen Mimen ein- und desselben Tages.

Später, in der großen Ära Peymann/Schafstall wurde dieses kombinierte Abo aus (mir) unerklärlichen Gründen nicht weitergeführt. Uns verblieben dennoch spannende Kulturtage: Nach der permanenten Abwehrschlacht (mit Ralf Zumdick in der Hauptrolle) gab es zum wiederholten Male die Hermannsschlacht (mit Gert Voss in der tragischen Rolle). Völler und Allofs bzw. Dene und Minetti hießen nun die Hauptdarsteller auf den großen Bühnen der Stadt. Der alljährlich wieder demonstrierte meisterliche Umgang von Claus Peymann mit Stücken von Thomas Bernhard war ebenso faszinierend anzusehen wie der Rolf Schafstalls mit dem meisterlichen HSV, der auch in seinen ganz großen Jahren nie beim Rasenschach im Ruhrstadion gewinnen konnte.

Beide Intendanten verließen Bochum im Jahre 1986 (nach Wien bzw. Schalke); der Neubeginn mit den Regisseuren Frank-Patrick Steckel und Hermann Gerland wurde von den Kulturkritikern – trotz Neuerwerbungen wie Reinhild Hoffmann nebst Team bzw. einer leidlich gelungenen, weil abstiegssorgenfreien Spielzeit – eher als verhalten und schleppend bezeichnet.

Ein simpler Vergleich verdeutlicht die Einmaligkeit der Bochumer Situation: Kein Fußballenthusiast – bzw. auf neuhochdeutsch soccer freak – käme je auf die Idee, nach einem Besuch im Parkstadion in das Gelsenkirchener Musiktheater im Revier zu gehen; die Kombination der Fußballbühne mit dem naheliegenden Autokino wäre da schon wahrscheinlicher. Die sog. Bochumer-Lösung käme am ehesten noch in der rheinischen Altbierbastion infrage; aber warum, um alles in der Welt, sollte man als kritischer Kunde des Warenangebots Fußball heutzutage ins Rheinstadion pilgern?

Ein anderer Vorteil des Standorts Ruhrgebiet gegenüber der fußballerischen Diaspora besteht darin, daß man nach dem Besuch von Spielen in mindestens drei verschiedenen Stadien pünktlich zur Sportschau zuhause sein kann, fürwahr ein „starkes Stück Deutschland“ (Kommunalverband Ruhr – KVR). Bis weit in die siebziger Jahre hinein war dies trotz der phantastischen fußballerischen Infra-

struktur häufig ein echtes Problem. Da reichte wegen des frühen Beginns der Sportschau um 17.45 Uhr die Zeit manchmal kaum noch, um an der Bude an der Ecke noch schnell zwei Falschen Pils zu kaufen!

Unser Vau EFF Ell ist unaufhaltsam von einem unbekanntem Provinzverein, der bei Gründung der Bundesliga in den Niederungen der Amateurliga klickte, zu einer (erstaunlich) fixen Größe im Konzert der Etablierten aufgestiegen, in der „ewigen“ Bundesligatablelle stetig geklettert. Andere, ehemals übermächtige Konkurrenten in der Hackordnung des regionalen Umfelds an Rhein, Ruhr und Emischer (MSV Duisburg, RW Oberhausen, RW Essen, neuerdings auch Fortuna Düsseldorf) sind längst – mehr oder weniger tief – in der Versenkung verschwunden oder werden durch Mäzene künstlich-finanziell beatmet.

Aus den bisherigen Ausführungen ist deutlich geworden, daß dieser Verein in seiner Bedeutung für die Stadt durchaus auf eine Stufe zu stellen ist mit der Ruhr-Universität, den Opel-Werken, dem Schauspielhaus und dem Bergbau-Museum. Insofern ist Herbert Grönemeyer, aus dessen Lied „Bochum“ der Titel meines Beitrags stammt, ohne Einschränkung zuzustimmen. Auf die von lokalen Kulturkritikern häufig kontrovers diskutierte Bedeutung der verrotteten Plastik vor dem Hauptbahnhof will ich hier nicht näher eingehen. Auch im entferntesten Winkel der Republik sagt heute niemand mehr B o chum, sondern B o chum, wenn die Rede auf den Verein und damit die Stadt kommt, während früher sogar die Nachrichtensprecher häufig Mühe mit der richtigen Aussprache hatten.

Sicherlich ist der (Profi-)Sport ein Spiegel der Gesellschaft und ihrer Veränderungen. Der These, wonach der Fußball, der in einer Region gespielt wird, immer nur so gut sein kann wie deren soziale und wirtschaftliche Lage, kann ich wegen des vorliegenden Falles allerdings nicht zustimmen.

Während die Zukunft Bochums inmitten einer der lebendigsten Stadtlandschaften, im Herzen des größten Industriezentrums Europas angesichts der wirtschaftlichen Misere von Kohle und Stahl, von ausgeblasenen Hochöfen und stillgelegten Fördertürmen eher düster und ungewiß ist, muß einem um die des VfFL nicht bange sein. Die sich sorgenden Fans, in fußballverrückter Nibelungen-treue felsenfest, verkünden schon seit eh und je: „Und wir steigen

niemals ab, halleluja!" Die Optimisten unter ihnen sind an guten Tagen mit diesem „Saisonziel Klassenerhalt" nicht mehr zufrieden, sondern sehen gelegentlich sogar einen Silberstreifen am Horizont: „Bochum im UEFA-Cup!" ist angesagt als Labsal für treue Vereinsseelen. Das Etappenziel auf dem langen, schier endlosen Marsch aus dem tristen Mittelmaß der Liga in lichte Tabellenhöhen ist klipp und klar definiert: „Wir sind die Besten aus dem Westen!" In zwei, drei Jahren wird mit den vielen hoffnungsvollen, weil hochtalentierten jungen Leuten alles besser; dann ist es mit dem Image der grauen Maus endgültig vorbei . . .

Bischof Franz Hengsbach

Auf Schalke

Schalke ruft – und alle kommen. Es ist nicht zu fassen: 35.000 Fans zur Saisonöffnung! Nein, nicht beim ersten Heimspiel gegen Stuttgart, Nürnberg oder Frankfurt. Es gab weder Flanken von links noch Flanken von rechts, weder klassischen Konter noch brenzlige Abwehrsituationen, weder Tore noch Punkte, weder Anpfiff noch Abpfiff. Nichts von alledem! Schalke lud „nur" ein zur offiziellen Saisonöffnung ins Gelsenkirchener Parkstadion. Im Stile eines Volksfestes – bei Bier und Bratwurst – sollten die Spieler vorgestellt werden, vor allem die neuen, an ihrer Spitze Toni Schumacher: „Schalke zum Anfassen". Die Spieler unter ihren Fans; die Fans „hautnah" bei ihren Stars. 35.000 Menschen an einem Sonntag im Juli – ein wahrer Volksauflauf. Man könnte neidisch werden . . .

Typisch Schalke. Da ist immer etwas los – so oder so. Theater allemal: Komödie und Tragödie, Drama und Posse, Krimi und nur selten „Langeweile". Schalke stiehlt allen die Schau, Schalke macht Schlagzeilen, Schalke zieht die Menschen in Bann: den Generaldirektor und den Kumpel, den jungen Stahlarbeiter und den Theologiestudenten, den Lehrling und den Schüler, Frauen und Männer, Kinder und Jugendliche – nicht minder einen Bischof.

Ja, ich gestehe ein: Wenn ich „auf Schalke" bin, weiß ich, was das heißt: „Ich bin weg", weggerissen aus meinen Sorgen und Nöten, Gedanken und Überlegungen, Verpflichtungen und Terminen. Dann sitze ich auf der Tribüne – neben mir vielleicht Berni Klodt, alter Meßdiener beim früheren Pastor von Schalke-St. Joseph, meinem Onkel Konrad, und bange und zittere, freue und ärgere mich mit. Und fachsimple in der Halbzeit und gratuliere oder tröste zum Spielschluß. Fußball fasziniert auch mich – schließlich habe ich mehr als mein halbes Leben im Revier zugebracht. Und Fußball gehört zum Ruhrgebiet wie Kohle und Stahl, wie Fördertürme und Hochöfen. Was wäre diese Region ohne Fußball, ohne Schalke 04, VfL Bochum und Borussia Dortmund, ohne RW Essen, RW Ober-

hausen und MSV Duisburg, ohne Hamborn 07 und Westfalia Herne, und ohne die vielen anderen Vereine.

Erste Begegnung

Wie oft muß ich an meine frühe Jugend denken, wenn ich „auf Schalke“ bin! Sechs Jahre nach der Gründung des Fußballvereins Schalke 04 wurde ich in Velmede, dem alten Kirchdorf am Oberlauf der Ruhr, geboren. Wir acht Geschwister mußten zu Hause hart mitanpacken. Dennoch blieb manche freie Stunde. Wir Dorfjungen spielten nicht nur etwa „Räuber und Schandiz“, sondern auch Fußball – was man damals so Fußball nannte. Ich erinnere mich noch gut daran, kein Lederball wie heute, sondern irgendein Gummiball. Keine Fußballschuhe, sondern hochgeschnürte Schuhe, wahrlich echte „Fußballstiefel“. Kein Fußballplatz, sondern der Schulplatz oder eine Wiese mit durch Steine oder unsere Mützen markierten Toren. Ich war gewiß kein überragender Spieler, aber das eine oder andere Tor habe ich auch erzielt oder zu verhindern gewußt. Eine fußballerische Laufbahn jedoch zeichnete sich keineswegs ab. Der liebe Gott hatte wohl anderes mit mir vor.

Bis dahin – ich muß es zu meiner Schande gestehen – war Schalke 04 für mich noch nicht der Inbegriff des Fußballs. Das sollte sich später ändern. Unser Onkel Konrad war 1922 Pastor in St. Joseph, Gelsenkirchen-Schalke, geworden. Eines Tages – ich war gerade 12 – setzte mich meine Mutter in den Zug, mit einem dicken Lebensmittelpaket unterm Arm für Onkel Konrads Namens- tag am 26. November, der schlechten Zeiten wegen. Da habe ich zum ersten Mal die unverwechselbare Luft des Kohlenpotts geschnuppert, den süßlichen Duft einer Kokerei. Da habe ich bald meinen ersten Betriebsbesuch in einer Drahtzieherei am Schalker Markt unternommen, mit Karlchen Sumelka, der – gleichaltrig mit mir – dort Lehrling war und dessen Vater Meister im Betrieb. Da habe ich – dank Onkel Konrad – auch erste Bekanntschaft mit den blau-weißen „Schalker Knappen“ gemacht.

Der Onkel kannte sich aus in Schalke und mit Schalke. Er wußte um Geschichte und Geschichten dieses Vereins. Damals schon gab es erste Anzeichen seines später fast legendären Rufes. Die Welt war in Ordnung, wenn Schalke gewann. Aber wehe, es wurde ver-

loren. Ein ganzer Ortsteil trug Trauer. Das kam damals allerdings höchst selten vor! Wie die Zeiten sich ändern . . .

Der liebe Gott hat es gut mit mir gemeint. Meine erste Vikarsstelle – wie hätte es anders sein können – lag im Kohlenpott, unweit von Schalke, in Herne. Diese Jahre haben mein Leben entscheidend geprägt. Hier habe ich gelernt, was es bedeutet, von der harten Arbeit der Hände zu leben. Die Bergleute unter Tage gehörten zu unserer Pfarrei und prägten sie. Wer „Seelsorger“ sein will, muß wissen, was in den „Seelen“ der ihm Anvertrauten vorgeht, im Ruhrgebiet keine so schwierige Sache. Die Menschen hier tragen das Herz auf dem rechten Fleck. Sie machen aus ihrem Herzen keine Mördergrube. Sie sind geradeheraus. „Herr Vikar“, hieß es oft, „dat müssense doch verstehen . . .“ Wer mit ihnen lebte, fühlte, dachte, hatte schon bald ihre Herzen erobert.

Um die Zeit der Zechen- und Hüttengründungen siedelten sich viele polnisch sprechende Katholiken im Ruhrgebiet an. Sie hofften, hier Arbeit und Brot für ihre Familien zu finden. Da ich in meinem Studium etwas Polnisch gelernt hatte, wurde ich zum – nebenamtlichen – Polenseelsorger ernannt. Meine Hauptaufgabe war, den polnisch sprechenden Pfarrangehörigen Gottesdienste in ihrer Muttersprache zu halten und ihnen bei der Beheimatung in der Kirche zu helfen.

Der Mensch lebt nicht vom Brot allein . . . In dieser oft schwierigen Situation, da im Ruhrgebiet Menschen so vieler Länder zusammenströmten, hat der Fußball ein um das andere Mal seine integrative Kraft bewiesen. Fußball verbindet über alle Grenzen und Sprachbarrieren hinweg. „Auf Schalke“ – in der alten Glückaufkampfbahn – feuerten sie alle gemeinsam ihre Mannschaften zum Sieg an. Gewisse Zungen behaupteten damals, daß es auf dem Schalker Markt eine zweite Währung gäbe, polnische Zloty. Manche Spieler konnten allein vom Namen her ihre Herkunft nicht verleugnen und wollten und brauchten es auch nicht!

Für mich als Theologiestudenten – anlässlich meiner Besuche bei „Onkel Konrad“ – und später als Vikar in Herne waren die Begegnungen mit den großen Schalker Namen besonders beeindruckend: Fritz Szepan, Ernst Kuzzorra, Hans Klodt, „Ötte“ Tibulski, und wie sie alle hießen. Sie alle waren typisch für den Menschenschlag des Ruhrgebietes: harte Kämpfer, faire Spieler, offene Menschen. Hinterhältige Züge waren nicht ihre Sache, und schon

gar nicht Hochmut oder gar Eitelkeiten! Sie alle waren „Männer des Volkes“, kamen größtenteils aus Bergarbeiterfamilien, wußten genau, was „Sache“ war. Die Leute konnten sich mit ihnen identifizieren, ja liebten sie heiß und innig, weil jeder Spieler, selbst die vermeintlichen Stars, „einer von ihnen“ war. Wer zum Höhenflug angesetzt hätte, dem wäre eine Bauchlandung gewiß gewesen. Schalke blieb einfach Schalke! Haben sich auch da die Zeiten geändert? . . .

Als Ruhrbischof zurück „auf Schalke“

Nach Jahren verschiedener Tätigkeiten in Paderborn wurde ich 1957 von Papst Pius XII. zum ersten Bischof des neu gegründeten Bistums Essen ernannt und am 1. Januar 1958 eingeführt. Es umfaßt mehr oder weniger die Industrielandschaft zwischen Ruhr und Lippe, Rhein und Lenne. Ich war wieder „vor Ort“ gegangen: mit großer Verantwortung für die Menschen „am Ort“. Schon Anfang 1958 zeichnete sich die „Strukturkrise“ des Ruhrgebietes ab. Die ersten Zechenschließungen standen vor der Tür, die ersten längeren Feierschichten mußten bereits gefahren werden. Bis zum Jahre 1985 sind hier über 70 Zechen stillgelegt worden. Die Absatzschwierigkeiten blieben bis auf den heutigen Tag. Die Kohlenhalden wachsen weiter an, und mit ihnen wächst die Angst vor dem Verlust des Arbeitsplatzes. Nicht nur im Bergbau, auch im Stahlbereich! Jeweils nahezu 3.000 Arbeitsplätze sind auf den Hütten in Hattingen und Oberhausen aufs höchste gefährdet. Ich trüge den Namen „Ruhrbischof“, wie mich die Leute hier nennen, zu unrecht, wenn ich nicht die Sorgen der Bergleute und Stahlarbeiter und ihrer Frauen und Kinder teilen und mich mit ihnen solidarisch erklären würde. Sie sind unsere Brüder und Schwestern, in denen Christus uns begegnet. Wir alle sind zur solidarischen Anteilnahme und zu solidarischem Handeln aufgerufen.

Wer „auf Schalke“ geht, dem muß ich das nicht eigens sagen, der weiß um die Situation „vor Ort“, der steht in Solidarität zu seinen arbeitslosen Kollegen und Kolleginnen. Und der ist leider allzu oft selbst betroffen von der Arbeitslosigkeit. Er gehört vielleicht zur wachsenden Zahl derer, dem „sein“ Verein Schalke 04 das einzige Vergnügen bleibt in einer alles anderen als vergnüglichen Zeit.

Zum wiederholten Mal beweist der Fußball in unseren Tagen seine Kraft zur Integration und Solidarität. So schnell grenzt er niemanden aus . . .

„Immer am Ball bleiben“, dieses Wort aus der Fußballersprache gilt auch für die Seelsorge. Wir müssen wissen, wie die Menschen die wachste Zeit des Tages verbringen, wo sie arbeiten und wie sie ihre Freizeit gestalten, wenn wir sie am Sonntag ansprechen und ihr Ohr und vor allem ihr Herz für das Wort Gottes öffnen wollen. Wir müssen wissen, was sie erfreut und bedrückt, was sie bewegt und bedrängt, was sie denken und fühlen. Deshalb suche ich sie mit meinen Mitarbeitern immer wieder auf in den Fabriken, Betrieben, Zechen und Büros, deshalb leisten alle Essener Theologiestudenten ein Industriepraktikum und fahren zu Beginn des Studiums auf einer Zeche ein. Wer im Kohlenpott in der Seelsorge arbeiten will, muß auch wissen, wie es unter Tage aussieht.

Aber er muß sich auch auskennen in den „weltweiten Dingen“, die sich am Tage „abspielen“. Und wenn es ums „Spiel“ geht, steht Fußball eben ganz oben. Wir im Ruhrgebiet sind zeitweise Fußballnarren. Manche behaupten, wir seien „verrückt“ nach Fußball. In der Tat: Samstag für Samstag „ver-rücken“ sich alle Maßstäbe des Lebens, steht die Fußballwelt kopf, lassen die Fans alles hinter sich zurück. Schalke ruft oder Bochum, Dortmund oder RW Essen, RW Oberhausen oder MSV Duisburg.

Wenn die Zeit es erlaubt, – leider zu selten – folge ich nur allzuerne diesem Ruf. Vor allem die Lokalderbys – die sog. „Kohlenpottschlager“ – haben es mir angetan. Sie bringen mich allerdings auch ganz schön in eine Zwickmühle: Mit wem soll ich halten? Für welche Mannschaft die Daumen drücken? Welches Tor jubeln und welches bedauern? Eine harte Prüfung, auf die mich die 22 Männer dort unten auf dem Feld stellen. Schließlich liegen Gelsenkirchen und Bochum, Essen und Oberhausen mit ihren Fußballvereinen aus der 1. und 2. Bundesliga auf dem Territorium unseres Bistums. Da muß ich so unparteiisch sein wie der Schiedsrichter – und noch ein bißchen mehr. Was würden die Bochumer sagen, wenn ich für Schalke 04 einträte, und was die Schalcker, wenn ich auf Seiten des VfL stünde! So schicke ich ein ums andere Mal ein Stoßgebet gen Himmel: „Lieber Gott, laß sie unentschieden spielen“. Manchmal erhört der liebe Gott mein etwas törichtes Gebet, manchmal setzt er mich der Prüfung aus, zwischen Sieger und

Verlierer zu stehen, den einen zu beglückwünschen, den anderen zu trösten. Dazu gehört schon ein richtiges Fingerspitzengefühl, denn die „rauen Männer“ auf dem Feld sind doch „empfindsame Seelen“. Sie brauchen Lob und Bestätigung wie auch Trost und Ermutigung.

Aber insgeheim plädiere ich doch ein Quentchen mehr für „Schalke“. Zuletzt habe ich Anfang März das Spiel gegen den 1. FC Nürnberg verfolgt. Aus Anlaß des Papstbesuches am 2. Mai 1987 hatten die Schalcker die Begegnung vorverlegt. Meinen Dank wollte ich Vorstand und Spielern mit diesem Buch abstaten. Na ja, die Schalcker haben zu meinem größten Bedauern verloren – aber es war ein spannendes, ausgeglichenes Spiel mit Torchancen in Hülle und Fülle. Und darf ich das so ganz unzuständig sagen: Hätte der Torwart nicht zweimal gepatzt, wäre der Elfmeter für Schalke nicht verschossen worden, hätten nicht Latte und Pfosten im Wege gestanden ... Schalke wäre als Sieger vom Platz gegangen. Verdient hätten sie die beiden Punkte schon gehabt, wo sie doch ein solch großes Entgegenkommen gegenüber dem Heiligen Vater aus Rom an den Tag gelegt hatten. Aber auch Tage der Prüfung sind wichtig.

Mit dem Papst „auf Schalke“

Samstag, 2. Mai 1987: ein denkwürdiger Tag. Ein einmaliges Ereignis in der jungen Geschichte des Bistums Essen und in der langen Geschichte des Ruhrgebietes: ein Papst – Johannes Paul II. – geht „vor Ort“. Eine der großen Begegnungsstätten ist das Parkstadion in Gelsenkirchen. Der Heilige Vater will hier mit den Gläubigen die heilige Messe feiern. Ein außergewöhnlicher Ort: ein Fußballstadion wird zur Kirche, eine Gemeinde versammelt sich auf einem Fußballplatz.

Wo sonst der Anstoß zum Spiel erfolgt, steht jetzt der Altar mit dem weitgespannten Zeltdach und dem angedeuteten Förderturm. Wo sonst die berühmt-berüchtigten Fans in der Nordkurve stehen, singen und beten die Gläubigen. Wo sonst die blau-weißen Fahnen geschwungen werden, flattern nun die Banner kirchlicher Vereine und Verbände. Wo sonst die Spieler in ihren weiß-blauen Trikots auflaufen, stehen nun die Pfadfinder in ihrer Kluft Spalier. 90.000 Menschen – unter ihnen der Vorstand und Spieler von Schalke 04

– erwarten den Papst mit großer Spannung. Noch nie war das Stadion so gut gefüllt. Schon lange nicht mehr gab es einen solchen Begeisterungssturm wie bei der Ankunft des Papstes im „Papamobil“.

Beeindruckend war besonders die Predigt des Heiligen Vaters: „Ihr sorgt euch, daß die Förderbänder laufen und die Feuer in den Stahlwerken nicht erlöschen, weil euch die Sorge um die Arbeitsplätze drückt. Ich teile eure Sorgen. Teilt ihr auch meine Sorge, daß die Feuer des Glaubens nicht herunterbrennen, daß nicht Asche bleibt statt Glut“. Mit diesen Worten hat der Papst einen „Volltreffer“ gelandet, er hat im Sturm die Herzen der Menschen erobert. Nicht Defensive, Offensive ist die Sache der Christen! Der Papst hat es uns allen im Parkstadion beispielhaft vorgemacht. Und erstmalig berichtete Radio Vatikan „live“ aus dem Parkstadion: Das Rosenkranzgebet verband die ungezählten Beter in Europa und Afrika mit dem Papst und seinen und unseren Anliegen.

Wen darf es wundern, wenn schon einige Stunden nach dem Papstbesuch in Schalke das Gerücht umgeht, daß das Parkstadion zu Ehren des neuen Vereinsmitgliedes Johannes Paul II. in „Papststadion“ umgetauft werden soll. Wundern darf einen nichts „auf Schalke“.

Nachdenkliches „über Schalke“

Wer nicht halbherzig, sondern mit ganzem Herzen „bei der Sache“ ist, der darf auch „an der Sache selbst“ Kritik üben. So sehr ich mich am Fußball erfreuen kann, so sehr ich dieser „schönsten Nebensächlichkeit der Welt“ auch anhängen, so bedrückend, ja belastend finde ich manche Begleiterscheinung im sog. Profifußball. Da sind erstens die ungeheuren Summen an Handgeldern und Prämien, die bereits den jungen Spielern angeboten werden und die ihren „Marktwert“ bestimmen. Unsere Sprache kann verräterisch sein: Menschen werden „vermarktet“, gehandelt und entsprechend behandelt – Fußballprofis als Leibeigene ihres Kurswertes, ihres Vereins oder neuerdings auch ihres Mäzens. Heute scheint wohl alles seinen Preis zu haben.

Da ist zweitens die „Vergötterung“ der Stars durch ihre Fans und durch die Medien. Sie werden angehimmelt, als Halbgötter im Fuß-

balldreß gefeiert, zu Künstlern und Magiern hochstilisiert. Ihre Technik, ihre Ballgewandtheit, ihre Spritzigkeit verzaubern eine ganze Fußballwelt. Und die liegt ihren Stars Samstag für Samstag „zu Füßen“, wenn, ja wenn sie den heiß ersehnten Erfolg herbeizaubern. Wehe, sie zeigen menschliche Schwäche und Anfälligkeiten! Zu allen Zeiten sind die Anhänger gnadenlos mit den von ihnen angebeteten Stars umgegangen. So mancher aufgehender „Stern“ ist – schneller als er dachte – vom „Fußball-Himmel“ gefallen – auch vom blau-weiß gefärbten Schalcker Himmel.

Da ist drittens die zunehmende „Brutalisierung“ auf dem Feld wie auf den Tribünen. So manches Spiel artet regelrecht in eine Fußballschlacht aus. Auf dem Schlachtfeld zurück bleiben die „Opfer“, die Verletzten, die blutig Zusammengeschlagenen, nicht zuletzt der Fußball selbst. Spieler und Fans tun ihrer Sache keinen guten Dienst, wenn sie gewalttätig vorgehen und das Bein des Gegenspielers oder den Kopf des Tribünennachbarn gezielt treffen wollen. Waffen haben auf dem Sportplatz nichts zu suchen – bis auf die „Torkanonen“.

Da ist viertens noch eine Gefahr im Verzug, die ich als Bischof nicht schweigend übergehen kann. Sie betrifft den Sonntag. Er ist nicht nur für die Christen, sondern für die gesamte Gesellschaft ein hohes Glaubens- und Kulturgut. In voller Übereinstimmung mit unserem DJK-Sportverband möchte ich die Verantwortlichen des Sportes aufrufen: Rettet den Sonntag im Interesse des Menschen! Der Mensch ist nicht nur ein Wesen, das denkt und arbeitet. Er ist auch ein Wesen, das tanzt, feiert, singt, spielt, Geschichten erzählt und betet.

Ich bitte die Sportler: Nehmt bei der Planung und Terminfestsetzung von Spielen und Sportveranstaltungen auf den Sonntag Rücksicht! Galt nicht früher das ungeschriebene Gesetz, daß am Sonntagmorgen mit Rücksicht auf den Gottesdienst vor 11 Uhr keine Sportveranstaltungen stattfinden? Der Sonntag ist ja nicht nur Tag des Menschen, der Sonntag ist von seinem Ursprung her Tag des Herrn.

Mitreißende Tore und packende Torszenen in beiden Strafräumen, das wünschen wir uns alle von einem spannenden Fußballspiel. Als „gute Schalcker“ selbstverständlich lieber in der gegnerischen Hälfte als in der eigenen. In diesem Sinne ein „Hoch auf die Bundesliga“ – mit Schalke an der Spitze und Bochum im oberen

Drittel. Und im nächsten Jahr wieder mit Rot-Weiß Essen, mindestens. Das Bistum Essen wäre dann würdig vertreten.

Ich bin gerne bereit, bei den dann anstehenden sechs „Kohlenpottschlägern“ pro Saison den „inneren Zwiespalt“ geduldig zu ertragen. Es gibt ja immer noch die Stoßgebete um ein gerechtes Unentschieden.



Meistermacher und Sprücheklopfer: Max Merkel (Mitte) führte 1968 den 1. FC Nürnberg zur Meisterschaft und im darauffolgenden Jahr in die Zweitklassigkeit. Gleich 14 Spieler hatte „MM“ nach dem Titelgewinn entlassen, um aus der „Bauernkapelle ein philharmonisches Orchester“ (Merkel) zu machen. Sein Engagement bei Schalke 04 beendete MM, der nie um einen kessen Spruch verlegen war, mit der Feststellung: „Das Schönste an Schalke ist die Autobahn in den Süden.“ (Foto: Horst Müller)

So richtig drin waren wir nie

Die Saarländer in der Bundesliga

Samstagnachmittag. Fußballzeit. Im Ludwigspark spielte der 1. FC Saarbrücken um den Wiederaufstieg in die Erste Bundesliga. Wieder einmal, nach mehreren vergeblichen Versuchen.

Wir saßen im Fraktionsbüro und bereiteten mit einem schwierigen Gesprächspartner die Wahl von Oskar Lafontaine zum Oberbürgermeister von Saarbrücken vor. „Wir“, das waren Oskar Lafontaine selbst, damals erst Bürgermeister, Friedel Läßle, der Oppositionsführer im Landtag, und ich.

Über der Stadt hing das Brausen und Summen des überfüllten Stadions auf der anderen Seite der Saar. Ich vermeinte die Chöre der Fans zu hören: „Heja, heja, heja FCS!“

Das Gespräch aber war zäh. Und lang. Es dauerte noch an, als die Stuttgarter schon ihre Packung hatten: 4:0! – Doch es war auch erfolgreich – wie der FCS. Die Saarbrücker stiegen auf, und Lafontaine empfing die neuen Bundesligisten im Rathaus. Auf dem Vorplatz stand eine aufgekratzte und fröhliche Menge, die in die Gesänge der Fans mit einfiel: „Erste Liga, erste Liga . . . und Saarbrücken ist dabei.“ Endlich wieder Bundesliga.

Seit ihrer Gründung war ich dabei – vom ersten Spieltag an: im Ludwigspark in Saarbrücken, im Ellenfeld in Neunkirchen, mittlerweile auch im Waldstadion in Homburg und nicht selten auch in anderen Stadien; bei „Sport und Musik“, die Sportschau im Ersten, das Aktuelle Sportstudio im Zweiten und die Sportseiten der Tages- und Wochenzeitungen im In- und Ausland – eine der wenigen Konstanten im Leben . . .

Die Begeisterung war 1976 so groß, daß wir uns als „Prominente“ tarnten und selbst wieder spielten. Das tun wir heute noch. Jetzt stehen Minister auf dem Spielfeld, Abgeordnete, Staatssekretäre und Bürgermeister, verstärkt durch ehemalige „richtige“ Spieler. Wir spielen nicht nur oft, sondern auch gern. Doch davon später.

Die Saarländer in der Bundesliga, das war bis heute ein beständiges Auf und Ab, oft glanzvoll im Detail, aber nie in Sicherheit, immer vom Schicksal bedroht.

Die ganz großen Zeiten waren vorher: Der 1. FC Saarbrücken als Schrecken der Zweiten Französischen Division, den man nicht aufsteigen ließ (damit nicht am Ende eine deutsche Mannschaft französischer Meister würde). Ein FCS, der Anfang der fünfziger Jahre die europäischen Vereine das Fürchten lehrte, der Real Madrid auf eigenem Platz 4:0 abfertigte. Ein Verein, der nur wenige Spieler anderer Mannschaften brauchte, um auch als „Saarländische Nationalmannschaft“ von sich Reden zu machen. Höhepunkt dieser Vereinsgeschichte war das Qualifikationsspiel zur Fußball-Weltmeisterschaft 1954 im Ludwigspark. Der Gegner war kein anderer als der Sieger von Bern, die deutsche Nationalmannschaft. Auf den Trainerbänken saßen Herberger für Deutschland und Schön für das Saarland. Herberger durfte jubeln. Seine Mannschaft hatte den „Schreckensgegner“, die „Saarländische Nationalelf“ mit 3:1 geschlagen. „Unverdient“, wie noch heute viele Saarländer behaupten.

Das Saarland war damals alles andere als eine fußballerische Diaspora. Seit der Spielzeit 1951/52 spielten saarländische Mannschaften in der Oberliga Südwest. Vor allem der 1. FC Saarbrücken war allen Fußballanhängern ein Begriff. Der 1. FC Saarbrücken eilte von Sieg zu Sieg und drang bis in das Enspiel um die deutsche Meisterschaft gegen den VfB Stuttgart vor. Zwar siegte der VfB Stuttgart, doch die Saarländer feierten ihren FC, als hätte er den Europapokal gewonnen.

Ein Jahr nach Bern spielte der FC dann wirklich um den damals neu aus der Taufe gehobenen Europapokal, und mehrmals war er bei den Endrunden um die deutsche Fußballmeisterschaft dabei. Ebenfalls die Neunkircher Borussia.

Die Saarländer in der Bundesliga, das war – wie gesagt – ein beständiges Auf und Ab, vergleichbar der von Saar und Blies durchschnittenen Landschaft, ein Hin und Her wie das historische Schicksal des kleinen Landes im Südwesten der Republik.

Bei der Gründung der Bundesliga stellte das Reglement im Südwesten die Verhältnisse auf den Kopf. Nach einem komplizierten

Punktesystem erreichte der 1. FC Saarbrücken mit der Herbstmeisterschaft die Qualifikation für die neue Liga. Nun standen aber der Oberliga Südwest nur zwei Plätze in der Nobelklasse zur Verfügung. Die Neunkircher Borussen meldeten als zweiter saarländischer Verein ihre Ansprüche an. Vergeblich! Es nutzte ihnen nichts, daß sie hinter dem 1. FC Kaiserslautern die Vizemeisterschaft errungen hatten (der 1. FC Saarbrücken war nur fünfter geworden, allerdings nur einen Punkt hinter Borussia Neunkirchen). Es zählte auch nicht, daß sie gerade viermal hintereinander in der Endrunde um die Deutsche Fußballmeisterschaft gestanden hatten. Sie mußten sich in einem „Endspiel“ qualifizieren. Und sie verpaßten diese Chance.

Die Saarbrücker aber, nach dem Stadtteil Malstatt auch „Molschder“ genannt, sie machten sich auf, die neue Liga zu „erstürmen“ – im wahrsten Sinne des Wortes. In naiver Spielfreude legten sie ständig den Vorwärtsgang ein – was uns natürlich sehr gefiel. Dennoch – und vielleicht auch deshalb – landete die Mannschaft abgeschlagen auf dem letzten Platz. Nach der Bilanz der ersten Halbzeiten wären die stürmischen „Molschder“ auf dem achten Platz gelandet; nur die Rückrunde gerechnet, auf dem neunten Platz. So kann man sich „froh“ rechnen: Zwar verloren, aber wenigstens schön gespielt.

Dem gegenüber steht die Arroganz der Sieger: Hauptsache die Punkte daheim; das Ergebnis zählt, nach dem Spielverlauf fragt später niemand mehr – Hoffen auf die Vergeßlichkeit und Unvollkommenheit der Statistik. Wie oft habe ich mich mit der jeweils passenden Variante getröstet.

Aber auch das eigene Pech und das Glück des Gegners waren ständige Begleiter der Saarbrücker. Mit wahren Entsetzen verfolgten wir im Ludwigspark das Spiel gegen den 1. FC Nürnberg im ersten Bundesligajahr. Wir führten 2:0. Da faustete der Nürnberger Feldspieler Ferschl den Ball aus dem Strafraum. Ein glasklarer Elfmeter. Aber der Schiedsrichter ließ weiterspielen. Nach dem Nürnberger Ausgleich köpfte Dieter Krafczyk – später Kollege bei vielen „Prominentenspielen“ – das 3:2. Der Schiedsrichter aber erkannte den Treffer nicht an. Dann brachte Strehl die Nürnberger in Führung. Hesse glich für „uns“ aus, aber der Schiedsrichter blieb seiner „Objektivität“ treu. Er versagte uns einen weiteren klaren Treffer und erkannte dafür den Nürnbergern ein Abseitstor als

regulären Treffer an. Ein Fußballspiel im Zeichen des Sisyphus.

Nach dem verkorksten Auftakt kämpfte der FCS noch dreimal vergeblich um die Rückkehr ins Oberhaus – 1965 unter Jupp Derwall, 1966 unter dem Diamantenhändler Bernd Oles und 1967 unter Fred Pelke als Trainer. Danach erschlaffte die Kraft. Auch Otto Rehhagel, der im Ludwigspark seinen ersten Trainerjob hatte, konnte das nicht ändern. Er ging nach der Vorrunde.

Die Borussen kommen

Die Fußballmusik spielte nach dem Abstieg der Saarbrücker einige Kilometer weiter nordöstlich in der „Hüttenstadt“ Neunkirchen an der Blies, wo der bis heute erfolgreichste saarländische Bundesligapäsident Norbert Engel die Fäden zog. Engel entsprach beileibe nicht seinem Namen, sondern brachte neben seiner natürlichen Schlitzohrigkeit die notwendigen Erfahrungen im Tricksen und über die Bande spielen aus seiner Tätigkeit als Landtagsabgeordneter und führender Gewerkschafter mit ein.

Die so ungerecht verpaßte Bundesligazugehörigkeit setzte bei den Neunkircher Borussen Kräfte frei. Mit 42:6 Punkten und 72:13 Toren fegten sie unter Trainer Horst Buhtz allen Widerstand beiseite und wurden souverän Meister der Regionalliga Südwest. In der Aufstiegsrunde gewannen die Borussen in München und stiegen über die so auf eigenem Boden niedergeworfenen Bayern wieder dorthin auf, wo sie über fünfzig Jahre mitgemischt hatten: in Deutschlands oberste Spielklasse.

In der Bundesliga erreichte Borussia Neunkirchen den zehnten Tabellenplatz. Hinter sich ließ sie den HSV und Hertha BSC, den VfB Stuttgart und den Südwestrivalen 1. FC Kaiserslautern. Doch in der folgenden Saison kam unerwartet der Rückschlag. „Die Borussia praktiziert die Kunst des sinnlosen Dribblings“, kommentierte die Presse. Nach einem „Wechselbad von Enttäuschung und Hoffnung“, dem saarländischen Auf und Ab auch innerhalb der Saison entsprechend, folgte der Abstieg. Aber nun gelang den „Hüttenstädtern“ etwas Außergewöhnliches für die gesamte Geschichte der Bundesliga: Sie stiegen auf Anhieb wieder auf – unter dem Trainer Zeljko Cajkovski, dem Bruder des legendären „Tschik“.

Lorbeer aber welkt bekanntlich schnell. Auch im Fußball. Nach

sechs Siegen, fünf Unentschieden und neunzehn Niederlagen war die „Fahrstuhlmannschaft“ wieder unten. Das Bundesligageschäft wurde härter, und die Finanzen des Vereins reichten nicht aus, um weitere Verstärkungen „einzukaufen“. Die ungebrochene Begeisterung der Zuschauer konnte diese Nachteile nicht mehr ausgleichen. Noch dreimal (1971, 1972 und 1974) kämpfte die Borussia um die Rückkehr in die Erste Bundesliga. Vergeblich!

Im letzten Jahr, 1974, hieß der Erzrivale 1. FC Saarbrücken. Beide saarländische Spitzenmannschaften kämpften in einem dramatischen Finish um die letzte Meisterschaft in der Regionalliga Südwest. Am letzten Spieltag, am 1. Mai, hasteten wir nach der Mai-Kundgebung gegen alle Gewohnheit nach Hause, um ja rechtzeitig ins Stadion zu kommen. Beide Teams hatten 43:15 Punkte. Das Torverhältnis des FC aber war um zwei Tore besser. Beide Vereine hatten Heimrecht. Die Saarbrücker erwarteten im Ludwigspark den VfB Theley, einen kleinen Club aus dem Nordsaarland, und die Neunkircher den ASV Landau. Eigentlich war alles klar. Die Landeshauptstadt hatte die Meisterschaft schon praktisch in der Tasche. Wir stellten uns innerlich auf Feiern ein. Nach 40 Minuten stand es in beiden Stadien noch 0:0. Der FC hatte also, wegen des besseren Torverhältnisses, die Nase vorn. Noch! Als wir im Ludwigspark den Halbzeitpfeiff erwarteten, um uns in der Pause einen auf die Meisterschaft zu genehmigen, schlug der VfB Theley zu: 0:1 in der 43. Minute. Und das ausgerechnet durch einen ehemaligen Saarbrücker Spieler, der auch hier zur Strafe nicht genannt werden soll!

Nach der Pause auch das noch: Im Ellenfeld führten die Borussen mit 1:0! Der FC rannte dem Rückstand vergeblich hinterher, während die Borussia ihren Vorsprung noch ausbaute. Wut und Verbitterung, Enttäuschung und Trauer, nie habe ich diese Gefühle bei einem Fußballspiel intensiver empfunden. Favorit sein, das kann die Hölle bedeuten, und Murphy's Gesetz begriffen wir auch an diesem Tag . . .

Für die Neunkircher war das der letzte Triumph. Danach pendelte die „Fahrstuhlmannschaft“ zwischen Zweiter Liga und Amateuroberliga. Das Lied „Hoch lebe Eisen, hoch lebe Stahl“, das die Neunkircher auf ihren Höhenflügen begleitet hatte, klingt heute leiser, trotz vielleicht. Das Neunkircher Eisenwerk, die „Hidd“, die Stadt und Stadtbild über Jahrhunderte geprägt hatte, ist der

Stahlkrise zum Opfer gefallen. Wenig ist davon übrig geblieben, und selbst das ist bedroht. Die Seilscheiben der Grube König stehen still.

In den sechziger Jahren die Kohlekrise, in den siebzigern – immer noch anhaltend und quälend – die Stahlkrise. Es ist wohl kein Zufall, daß der Fußball an der Saar zur Zeit relativer wirtschaftlicher Prosperität geblüht hat. Dabei denke ich nicht nur an den 1. FC Saarbrücken und an Borussia Neunkirchen, sondern auch an die beiden Saarbrücker Vereine Saar 05 aus dem Stadtteil St. Johann und an die Sportfreunde aus dem Hüttenstadtteil Burbach. Weiterhin an die „Röchling“-Mannschaft aus Völklingen, die als eine der ersten Vereine den Sponsor im Vereinsnamen führte.

Ein neuer Anfang

In der Saison 1974/75, während die Borussia ihre erste, wirklich schlimme Krise durchmachte, unternahm der 1. FC Saarbrücken einen erneuten Anlauf in Richtung Bundesliga. Im Abwehrzentrum stand der Rekordspieler der Amateurnationalmannschaft Egon Schmitt, Felix Magath spielte im Mittelfeld und vorne stürmte der Jugoslawe Husinje Fazlic, den die Saarbrücker liebevoll „Schaschlik“ riefen. Es glückte – allerdings erst eine Saison später. Die Mitfavoriten Nürnberg und Stuttgart hatten im Ludwigspark das Nachsehen. 35.000 Zuschauer bei diesen Spielen bewiesen den Hunger der Saarländer nach Spitzenfußball live. Das Fernsehen konnte die Atmosphäre des Stadions nicht ersetzen.

Doch bald war es wieder so weit. Der 1. FC kämpfte wieder gegen seinen offensichtlichen Lieblingsgegner, den Abstieg. Kuriose Dinge geschahen da. Mit Felix Magath und Frank Holzer ließen die „Molschder“ zwei Spieler ziehen, die später bei anderen Vereinen brillierten. Statt dessen kam Marc Berdoll, ein Franzose, der Michel Platini vorgezogen wurde (!), aber wohl nur auf heimischem Boden Fußball spielen konnte. Und dann kam auch noch das „Butterfaß vom Balkan“, der jugoslawische Nationalspieler Acimovic. Wenn er wollte, konnte der Weltklasseleistungen bringen, aber eben nur, wenn er wollte . . .

Das Saarland erlebte wiederum einen Kampf gegen den Abstieg – und was für einen. Von „Manni“ Krafft angetrieben, zog sich

der FC noch einmal selbst aus dem Sumpf – unter fast masochistischer Anteilnahme des Publikums. Am 16. April 1977 spielte das Team den FC Bayern mit all seinen damaligen Stars glattweg an die Wand. Ein hilf- und fassungsloser Beckenbauer mußte ein fast unwirklich klingendes Ergebnis einstecken: 6:1. Dies war das erste und bisher auch einzige Wochenende, an dem ich mir die Bild am Sonntag kaufte. Ich mußte einfach lesen, wie gut wir waren. Sofort. Ich wollte die Noten sehen, die unsere Spieler bekommen hatten – und die der Bayern.

Nach Karlsruhe, dem Mitfavoriten für den Abstieg, fuhren wir und tausende von Saarländern in PKW's und Sonderzügen zur Unterstützung mit. Als das Spiel vorbei war (0:3) fluteten die Fans bei strömendem Regen, mit eingerollten Fahnen und hängenden Köpfen, wie die geschlagenen Heere Napoleons zum Bahnhof zurück. In jedem Gesicht, das aus dem Trockenen durch die Fensterscheiben blickte, vermeinten wir den Spott der Sieger zu lesen.

Doch dann geschah das Unerwartete: Der FC schaffte es. Wir stiegen nicht ab. Dafür aber die Karlsruher. Zum letzten, schon bedeutungslosen Spiel gegen Hertha BSC kamen noch einmal über 36.000 Zuschauer in den Saarbrücker Ludwigspark. Sie wollten „die Mannschaft der Stunde“ sehen. Sie schwelgten in Erinnerungen, und sie träumten davon, daß der FC endlich einmal „oben“ mitspielt – ohne Auf und Ab, in Sicherheit und nicht mehr vom Schicksal bedroht. – Wir waren jedenfalls optimistisch, wir waren heiß auf die nächste Saison.

Doch dann erging es uns wie den Neunkirchern. Trotz verstärkt erscheinender Mannschaft: der Sturz nach unten. Bergab geht es fast von selbst... So fand sich der 1. FC Saarbrücken – in den fünfziger Jahren einmal als „Europas interessanteste Mannschaft“ bezeichnet – nach einem Jahr Zweite Liga plötzlich bei den Amateuren der Oberliga Südwest wieder. Hatten wir gerade erst gelernt, wo Baunatal liegt, mußten wir uns nun an Namen wie Klausen, Eisbachtal und Hamm (im Westerwald) gewöhnen. Einen Vorteil hatte die Amateurliga: die räumliche Nähe. In endlosen Blechkarawanen folgten wir dem Mannschaftsbus und füllten Sportplätze und Stadien, vor allem aber die Kassen der optisch und sportlich überwältigten Gegner.

Nun kam ein Trainer, der den Saarbrückern durch seine Arbeit bei den sich kontinuierlich nach vorne spielenden Homburgern be-

kannt war: Uwe Klimaschewski. Er brachte das Kunststück fertig, zynisch und kompetent zugleich zu sein. Ein Meister der lockeren Sprüche, ein Showtalent auf dem Sportplatz und vor der Kamera. „Klima“ krepelte die Mannschaft völlig um und erreichte mit ihr die Rückkehr in die Zweite Liga. Daß Spitzenfußball an der Saar immer noch gefragt war, zeigte der Besuch von 35.000 bei einem Freundschaftsspiel gegen den FC Bayern München.

1985 brachte „Klima“ den FC zurück in die Erste Bundesliga. Oskar Lafontaine empfing den erfolgreichen Bundesligaaufsteiger nicht mehr als Oberbürgermeister von Saarbrücken, sondern als Ministerpräsident des Saarlandes. Er war im gleichen Jahr, von einigen Spielern unterstützt, selber aufgestiegen – in die Staatskanzlei am Saarbrücker Ludwigspark.

Auch die neue Bundesligasaison geriet für den FC zum Gastspiel. „Klima“, von einem unerklärlichen Zerstörungstrieb gegen sein eigenes Werk befallen, ließ die Zügel schleifen und setzte sich dann in die Schweiz ab. Im Gegenzug kam von dort Otto Luttrup, mir noch unangenehm aus dem Jahre 1964 in Erinnerung, als er im Ludwigspark für die Münchener Sechziger das Siegestor à la Maradona mit der Hand erzielte. Daß „Atom-Otto“ sich auch uns in der AH anschloß, half der aktiven Mannschaft auch nicht weiter. Der FC stieg wieder ab – in die Zweite Bundesliga.

Ein neuer Stern am saarländischen Fußballhimmel

Wenige Kilometer östlich von Neunkirchen war eine Mannschaft um den sympathischen Manfred Lenz gereift. Als Meister der Zweiten Liga nahm sie direkt den von den Saarbrückern unfreiwillig aufgegebenen Platz ein. Manche sehen darin den „FC Ommer“. Zu Unrecht! Man könnte sie eher als „FC Geitlinger“ bezeichnen, nach jenem Mann, der bereits seit über siebzehn Jahren an der Spitze des FC Homburg steht. Er formte den Verein nach seinen Vorstellungen – mit Willenskraft, Durchhaltevermögen und der schlitzohrigen Cleverness des gewieften Geschäftsmannes. Er machte den vorher eher von der Seite angesehenen Verein zum Flaggschiff des saarländischen Fußballs.

Der FC Homburg wäre aber kein Verein von der Saar, wenn nicht das Abstiegsgespent bis zur letzten Minute über dem Wald-

stadion unübersehbar auf dem Schloßberg gethront hätte. Auch mit zweifachem Trainerwechsel und hastigen Verstärkungseinkäufen blieben die Homburger im bekannten Rahmen. Neu war eigentlich nur, daß das Glück den Saarländern zur Seite stand.

Zuerst konnte die Düsseldorfer Fortuna, die zweimal den 1. FC Saarbrücken auf den letzten Metern abgefangen hatte, doch noch abgehängt werden; und dann überstand der FC Homburg auch noch die Nervenprobe der Relegationsspiele – gegen das Gesetz der Serie, wonach abwechselnd der Drittletzte der Ersten Liga und der Dritte der Zweiten Liga diese Spiele gewinnt.

Für den Profifußball in der Bundesrepublik setzten Geitlinger und der von ihm kurzerhand zum Präsidenten ernannte Manfred Ommer neue Maßstäbe. Sie gaben dem in der Bundesliga (und schon vorher) üblichen Menschenhandel eine neue Dimension. Aber die Stadt ist jetzt jedem Fußballanhänger ein Begriff. Klimaschewski drückte diese Form der Imagepflege mit seinen eigenen Worten aus: „Mensch, Homburg ist doch durch uns erst in die Landkarten eingetragen worden.“

Wir spielen mit

Wie auch immer, wir sind wieder drin – „schön schaurig“ sicherlich auch weiterhin, zwar nicht im Zentrum des Landes, sondern in der „Ostprovinz“. Das Prickeln aber bleibt. Ebenso der Nimbus der großen Mannschaften, die langen Züge der Menschen zum Stadion und die Autostaus. Es bleiben der Rostwurstduft rund ums Stadion und die Gespräche der zigtausend Experten, das Rätselraten um die Aufstellung und das trotzig „Na und?“ der Fans bei der Nennung großer Namen der gegnerischen Mannschaft.

Weiterhin: der erste Aufschrei der Menge, Begeisterung und Depression, Hoffnung und Verzweiflung, das allmähliche Abflachen der Spannung, die Verarbeitung mit Hilfe der ersten Radio-Kommentare, die Sportschau und das Sportstudio mit aktuellen Interviews und knochenharten Tabellen, die Träume in der Nacht.

Und dann in den Zeitungen: Das Spiel wird auf die wichtigsten (?) Szenen reduziert. Dazu: Bewertung von Strategie und Taktik. Es bleibt der Stoff für Diskussionen – bis zum nächsten Spiel.

Und das Saarland lebt mit. Auch mit seinen Vereinen, die in niedrigeren Klassen spielen – im Saarland fast 400. Jeder zwölfte Saarländer ist Mitglied in einem Fußballverein. Nirgendwo ist die Dichte der Thekenmannschaften so groß, und sicher gibt es nirgendwo so viele SPD-Mannschaften auf einem Haufen wie bei uns. Ortsvereine und Kreisverbände laufen regelmäßig im roten Dress auf, um für einen wohltätigen Zweck zu kämpfen, zu siegen oder zu verlieren, vor allem aber für den eigenen Spaß zu spielen. Wo gibt es noch eine Landtagsfraktion, deren Vorsitzender gleich Kapitän von zwei Fußballteams ist und deren Mitglieder zu mehr als der Hälfte häufig aktiv auf dem Fußballplatz zu treffen sind? – Sicher, Friedel Läßle, der Innenminister, spielt heute Tennis. Andere auch. Dagegen ist ja auch nichts zu sagen. Aber es gibt wohl kein Kabinett, dem so viele spielende Fußballer angehören: das Mittelfeldtalent Oskar Lafontaine, klug Regie führend, der nicht auszurechnende Umweltminister Jo Leinen, aus der Defensive immer wieder überraschend nach vorne stoßend, der erdverbundene Finanzminister Hans Kasper, den ihm zugewiesenen Raum geradezu gnadenlos verteidigend und Sonderbewacher Hajo Hoffmann, der Wirtschaftsminister, der große Namen aus 25 Jahren Bundesliga bis zur Bedeutungslosigkeit auf dem Spielfeld in Schach gehalten hat.

Der Fußball paßt zu unserem Land. Das sportliche Schicksal seiner Vereine auch. Das Saarland kämpft um sein wirtschaftliches Überleben. Als man sich von Hamburg bis München um das „schwarze Gold“, die Kohle, nahezu riß, als mit dem Stahl das vom Krieg zertrümmerte Europa wieder neu entstand, da hatte auch der Fußball an der Saar seine beste Zeit.

Das „schwarze Gold“ verliert an Wert, das Eisen erkaltet. Mit den Hochöfen ist auch das Feuer von Borussia Neunkirchen erloschen, der 1. FC Saarbrücken schrammte haarscharf am Konkurs vorbei. Aber der Überlebenswille ist da – ungebrochen. Und so unermüdlich wie unsere Vereine immer wieder in die Erste Liga stürmten, so unermüdlich kämpfen auch die Menschen an der Saar um ihre wirtschaftliche und politische Zukunft.

St. Pauli

Am 16. Mai 1987 spielte mein Verein, der FC St. Pauli am Millerntor in einem wichtigen Punktspiel der Zweiten Bundesliga gegen Union Solingen.

Am 17. Mai, also am Sonntag danach, wählten wir in Hamburg zum zweiten Mal die Bürgerschaft. Der Gegner der SPD ist die Christlich-Demokratische Union. Ich komme wie immer sehr frühzeitig ins Stadion und werde sofort umringt: Wie spielen wir heute? Meine Antwort: „Heute schlagen wir die Union (Union Solingen) und morgen verliert die Union auch bei den Hamburger Bürgerschaftswahlen“. Ein großes allgemeines Gelächter ist die Antwort. Aber so ist es dann wirklich: Der FC St. Pauli schlug Union Solingen 1:0 und am Tag darauf haben wir Sozialdemokraten endlich wieder einmal Grund, uns herzlich über das Wahlergebnis zu freuen.

So geht es mir eben immer, wenn ich bei uns am Millerntor bin. Da reden viele Fußballfreunde sehr persönlich mit mir. Da wird nicht feierlich gesiezt: Herr Minister, Herr Doktor, Herr Apel, sondern das geht mit: Du, Hans und ihr, die Freunde vom FC St. Pauli. Dort ist Fußball-Heimat für meine Frau und mich.

Seit meiner frühesten Jugend bin ich mit unserem FC St. Pauli verbunden. Als ich Fußball spielen wollte, gab es für meinen Vater und für mich überhaupt keine andere Wahl als den FC St. Pauli. Ich bin nun leider kein guter Fußballer geworden, und meine beiden Töchter werden sich auch nicht mit einem Fußballer verheiraten. Aber meine ganze Liebe gehört unserem FC St. Pauli.

Und hier herrscht eben noch die alte Fußballerstimmung, wie ich sie aus meiner Jugendzeit kenne. Da spielen wir am 21. Juni 1987 gegen Homburg im ersten Relegationsspiel um den Aufstieg in die Erste Bundesliga. Wir verlieren in Homburg 3:1. Während des Rückfluges sitzen wir zusammen: Spieler, Trainer, Präsident, Begleiter, und sind alle gleichermaßen betrübt, aber auch optimistisch für das zweite Spiel gegen Homburg zu Hause am Millerntor.

Natürlich muß auch beim FC St. Pauli die Kasse stimmen. Da ist in der Vergangenheit viel gesündigt worden. Jetzt stimmt die Kasse wieder. Aber darüber hinaus sind Spieler, Trainer und Vorstand des FC St. Pauli eben viel mehr als ein modernes Dienstleistungsunternehmen im bezahlten Fußball. Da gibt es Gemeinschaft, da gibt es Freundschaft, da gibt es Bindungen, und auch deswegen hat sich der FC St. Pauli immer wieder aus den schwierigsten Situationen herausarbeiten können.

Da war es schon ein Schlag, als uns die Lizenz entzogen wurde und wir zurückmußten in die Amateur-Oberliga. Bitter auch, nach dem erneuten Aufstieg in die Zweite Bundesliga wieder absteigen zu müssen. Wieder wurde der Aufstieg in die zweite Bundesliga geschafft. Zu Hause ist immer ein zwölfter Mann – unser Publikum – auf dem Platz. Aber die größte Unterstützung durch die Anhänger kann einen Verein allein nicht voranbringen.

In einer Stadt wie Hamburg haben wir auch im Sport viele ungelöste Probleme der Integration unserer ausländischen Mitbürger in unsere Gesellschaft. Bei uns, beim FC St. Pauli, gibt es so was nicht. Im Stadtteil wohnen viele Ausländer. Die Söhne der Familien spielen beim FC St. Pauli Fußball. Wir haben Jugendmannschaften, deren elf Feldspieler aus mehr als sieben Nationen kommen. Das klappt, funktioniert. Da gibt es kein falsches Getue. Da zählt gutes Fußballspielen und Kameradschaft.

Ich bin kein Freund von Vereinsmeierei. Und deswegen trage ich auch meine Vereinsnadel niemals. Aber natürlich tragen unsere Autos den Aufkleber des FC St. Pauli. Er wird uns bei unseren Verwandtenbesuchen in der DDR regelmäßig vom Wagen gepflückt. Denn ganz augenscheinlich haben wir auch in der DDR viele Fans. Und meine Arbeitszimmer in Bonn, in den Ministerien, wie heute im Deutschen Bundestag, ziert natürlich eine eingerahmte kleine Flagge des FC St. Pauli von 1910.

Mein Frau geht grundsätzlich mit zum Fußball. Wir wollen überhaupt nichts allein machen, sondern immer dann zusammen sein, wenn es nur irgendwie geht. Zuerst hat sie das alles sehr merkwürdig gefunden. Teilweise war es ja auch eine Zumutung, wenn sie z.B. bei der Geburt unserer ersten Tochter, hochschwanger im neunten Monat, auf der Tribüne sitzen mußte, um St. Pauli gegen Nürnberg im Pokal zu sehen. Aber inzwischen ist sie genauso infor-

miert, genauso interessiert, oft viel aufgeregter und nervöser als ich. Nur sie bleibt äußerlich ruhig. Ich habe sie noch nie laut schreiend erlebt, und mir will sie das immer noch austreiben, allerdings ohne Erfolg.

Und so wird schon unser Wochenende deutlich mit davon bestimmt, ob und wie der FC St. Pauli spielt. Ich hoffe sehr, daß das so bleibt. Ich neide dem HSV nicht seine fußballerischen Erfolge. Ich möchte aber nicht, daß St. Pauli in die höchsten Höhen des deutschen Fußballs aufsteigt und dabei seinen ganz eigenen besonderen Charakter verliert. Es wäre schade drum.

Politiker aller Couleur haben immer wieder versucht, in den Vereinen wichtige Funktionen zu übernehmen. Oft wohl auch deshalb, weil sie meinen, daß ihnen auf diese Art und Weise weitere Popularität zulläuft. Ich halte das für einen schweren Irrtum. Unsere Wähler sind wesentlich intelligenter als viele Politiker meinen. Niemand wird deshalb eine Partei wählen, weil einer ihrer Repräsentanten sich um den Fußball kümmert. Wir müssen auch unseren Sport, auch den Fußball, von der Tagespolitik freihalten. Fußball ist eine zu wichtige Angelegenheit, als daß sie den Politikern allein überlassen werden darf. Aber wichtig ist es schon, wenn wir uns um unseren Verein mühen, denn dabei kommen wir vor allem endlich mit Bürgerinnen und Bürgern zusammen, die nicht zur engen und abgeriegelten Kaste derer gehören, die sich haupt- oder nebenamtlich vor allem um Politik kümmern.

Wie viele Sorgen, wie viele Nöte, wie viel normaler Menschenverstand treten mir in den Gesprächen während der Halbzeit oder vor dem Spiel entgegen. Über den Fußball kommen die Menschen auch außerhalb der Stadien zu mir. Sie haben gemerkt, daß ich ganz normal bin. Und das ist das wichtigste für uns. Willy Brandt hat das einmal so genannt: „Wir sind nicht Erwählte, sondern Gewählte.“

Da kommt es allerdings manchmal auch zu kuriosen Situationen. Während einer Finanzklemme des FC St. Pauli bittet mich ein prominenter Vorsteher um die Vermittlung zur Hansestadt, mit der Bitte, daß die Stadt doch prüfen möge, ob es nicht für sie von Interesse wäre, das Stadion des FC St. Pauli zu kaufen, um es dann dem Verein zurückzuvermieten, „dann wäre doch beiden geholfen, der Verein hätte Geld und weiterhin ein Stadion und die Stadt hätte wertvollen Grund und Boden“. Natürlich habe ich mich auf die Socken

gemacht, um dann vom Finanzsenator zu hören: „Hans, was soll der Quatsch, wir haben den Platz doch bereits gekauft“.

Da bin ich nun über 40 Jahre mit dem FC St. Pauli verbunden. Als Jüngling habe ich miterlebt, wie die aus Ostdeutschland und Berlin geflohenen Fußballer, wie Appel, Schaffer und Machate in Hamburg bei uns eine neue Heimat fanden und die Seele des Vereins eine Großschlachtereier war, mit ihren Möglichkeiten, die Spieler zu ernähren und Karl Miller, der schon vor dem Kriege für den FC St. Pauli Nationalspieler war, über die Verbindung zu diesem Betrieb Dreh- und Angelpunkt wurde. Ich habe dann miterlebt, wie aus der Gegnerschaft und Rivalität zwischen HSV und FC St. Pauli der Aufstieg dem HSV den Aufstieg in die höchste Spielklasse gelang. St. Pauli blieb zweitklassig. Und wie wir uns bis heute bemühen, nachdem aus der Rivalität eine Partnerschaft geworden ist, am Millerntor auch guten Fußball zu spielen und die Jugend für diesen Sport zu begeistern. Und so wird es auch bleiben. Der Fußball und der FC St. Pauli werden für meine Frau und mich wichtig bleiben. Darin können Boris Becker, Steffi Graf und andere neu-modische Sportarten nichts mehr ändern, auch wenn ich selbst vor wenigen Wochen aufgehört habe, aktiv Fußball zu spielen.



„Bin i Radi, bin i König . . .“: Münchens Torwartlegende Petar Radenkovic war einer, der seinen Fans auch etwas zu sagen hatte und seine Selbsteinschätzung auf Schallplatte pressen ließ. Bei dem Versuch, die auf dem Rasen errungene Popularität auch im Showgeschäft in klingende Münze umzusetzen, scheiterte Radi ebenso wie viele Sangesbrüder (Gerd Müller, Jean-Marie Pfaff) nach ihm. Erfolgreicher war der ob seiner „Ausflüge“ auf's Spielfeld beliebte Jugoslawe im Tor von 1860 München: Er wurde mit der Mannschaft 1964 Pokalsieger, 1966 Meister und nahm 1965 im Wembleystadion am Finale des Europapokals der Pokalsieger teil. (Foto: Horst Müller)

Marcel Reif

„Sie haben mir den Abend verdorben!“

„Dabei sitzen wir doch alle in einem Boot!“ – aus dem Mann, einem Fußballfunktionär, bricht die nackte Empörung. Und er meint uns, die bösen Buben vom Fernsehen. Wieder einmal haben wir Majestätsbeleidigung begangen, König Fußball nicht den nötigen Respekt erwiesen. Es sei dahingestellt, ob der betreffende Journalist im konkreten Fall richtig lag mit seiner Kritik, aber der Vorwurf „Nestbeschmutzer“ in Richtung TV-Reporter kommt aus dem Fußball-Establishment mit unschöner Regelmäßigkeit. Nur, in welchem „Boot“, in welchem „Nest“ sitzen wir denn eigentlich gemeinsam? Ich befürchte, wir Sportjournalisten sind selbst schuld an dieser immer wieder angemahnten Kumpanei.

Wo sonst ist die Verflechtung, ja Verfilzung zwischen Objekt und kritischem Berichtersteller so unverschämt eng wie im Sport? Gerade weil sich die große Welt um keinen Deut anders dreht, egal, ob es am Ende 1:0 oder 1:2 heißt, weil es also vor allem um letztlich belanglose Emotionen geht, nicht um bedeutungsschwangere Inhalte: deshalb passiert es uns nur zu oft, daß wir den Blick für die Dimensionen verlieren und für die notwendige Distanz. Kein politischer Journalist kommt vernünftigerweise auf die Idee, sich für einen verhinderten Kanzler zu halten, kein Theater- oder Filmkritiker wird bei halbwegs klarem Kopf dem Wahn verfallen, eigentlich sei er der bessere Autor, Regisseur, Schauspieler.

Anders im Naturschutzpark Sport – und ganz besonders im Fußball. Ich habe selbst Fußball gespielt. War ich nicht ein Talent? Ja, je mehr ich darüber nachdenke und je größer der Abstand wird zu diesen glorreichen Tagen, ein ganz großes Talent! Es gab da leider ein paar unglückliche Umstände, nur deshalb ist nichts draus geworden. Selbst heute noch – auch wenn ich längst nicht mehr Freistöße und Doppelpässe übe, sondern mit Knäckebrot und Salat gegen den Bauchansatz trainiere – selbst heute noch könnte ich . . . und würde ich . . . – wenn man mich ließe.

Aber niemand läßt mich, aus und vorbei; nur mehr drüber re-

den, wie ein Renter im Pornokino, zu alt halt, aber zu jung noch, um weise zu sein. Ich laufe mit geschwellter Brust durch die Stadien, schreibe Autogramme, bade in geliebener Popularität. Das geneigte Publikum hat seinen klaren Verstand längst für eine Eintrittskarte eingetauscht und will nun Spiele sehen und Helden. Das bewundernd geflüsterte „das ist doch . . .“ gilt dem Ballartisten in der Arena genauso wie dem Bildschirm-Gesicht. Am Ende sind wir eins: er da unten auf dem Rasen und ich hier oben auf der Pressetribüne, vermeintlich gleichrangige Protagonisten desselben Spektakels.

Dabei sollte ich doch lediglich Medium – „die Medien“?! – sein zwischen Spiel, Spielern und Fernsehzuschauern, nicht selbst Darsteller, sondern möglichst anonym, distanzierter Vermittler. Stattdessen suche ich die Nähe des Helden, aale mich in seinem Glanz, nur zu oft anbiedernd, schulterklopfend. Und der Held macht mit: augenzwinkernde Fachsimpelei unter Insidern, ein paar verbale Umarmungen, schnell sind wir beim Vornamen, bald beim „Du“.

Er muß glauben, einen Fan vor sich zu haben, einen Verbündeten, der für jeden lächerlichen Fehlpass, jeden kläglichen Fehlschuß schon eine freundliche Erklärung finden wird; gnädiger noch als der eingefleischte Schlachtenbummler in der Südkurve. Der himmelt ihn an, pfeift ihn aber auch aus. Fan? Moment mal – ich bin doch Journalist! Und: „der Junge spielt einen fürchterlichen Stiefel heute, eigentlich seit Wochen schon, totalen Ausfall, ein Rätsel, warum er nicht längst ausgewechselt wurde!“ Natürlich tut's mir irgendwie leid für ihn, aber soll ich meinen profunden Fußballverstand verleugnen? Dann, ein paar Tage später, wieder kumpelhaftes Schulterklopfen. Aber – er wendet sich ab. Ich habe ihn enttäuscht, ja arglistig hinters Licht geführt: Ich bin ja gar kein Freund, nur wieder so ein hinterhältiger Miesmacher. Ich stehe da wie ein begossener Pudel, und beide verstehen wir die Welt nicht mehr.

So einfach ist das halt nicht mit der gemeinsamen Bootsfahrt. Überhaupt: Ich hasse Bootfahren, mir wird schon auf einer Luftmatratze schlecht. Aber ich liebe das Meer.

Jupp Heynckes ist ein ausnehmend netter Mann. Er hat mich einmal gelobt, ich schätze seinen Sachverstand, seit damals ist er

mein Freund. Mit keinem Trainer unterhalte ich mich lieber. Mir erzählt er alles, die großen und die kleinen Geheimnisse, die Histörchen, die taktischen Raffinessen.

Wir treffen uns in einem Hamburger Hotel, Heynckes ist noch Trainer von Borussia Mönchengladbach, und die Borussen treten am Abend gegen den HSV an, DFB-Pokal, Halbfinale. Ich bin Reporter des Spiels und brauche vorab Informationen, Hintergründe. 90 Minuten sind eine lange Zeit, mir darf der Stoff nicht ausgehen.

Und Jupp Heynckes sprudelt: zunächst die Aufstellung, aha, drei Sturmspitzen. „Wir haben hier nichts zu verlieren. International sind wir ja auch schon im Halbfinale des UEFA-Cups, der DFB-Pokal ist sozusagen eine schöne Zugabe. Heute abend, das ist so etwas wie das vorweggenommene Endspiel, der Sieger hat praktisch den Pokal schon in der Tasche. Meine Spieler wissen, worum es geht.“ Ich notiere fleißig. „Schauen Sie, die Ausgangsposition für die Hamburger ist doch entschieden schwieriger: gerade vor ein paar Tagen haben sie in der Meisterschaft zuhause gegen München alle Titelchancen verspielt. Sie sind nervös, angeschlagen. Der Pokal ist ihre letzte Chance, irgendetwas zu erreichen in dieser Saison. Und sie treten vor eigenem Publikum an, sind also Favorit, müssen selbst das Spiel machen. Wir können kontern. Und das liegt uns ja.“ Ich schreibe und schreibe. Alles klingt logisch, eigentlich bräuchte gar nicht gespielt zu werden. „Unsere Devise heißt: aus einer geordneten Abwehr heraus kontern, selbst das eigene Spiel entwickeln – kontrollierte Offensive.“ Jawoll, denke ich, genauso wird's sein. Euphorie macht sich breit. Und Heynckes setzt noch eins drauf: „Das Wetter ist gut, das Stadion wird voll – es wird ein prima Spiel.“

Ich bin begeistert. Ein prima Spiel, darauf habe ich gewartet. Meine letzten Reporter-Einsätze waren wie verhext: langweilige Stümperei zu kommentieren ist quälend, und das will auch niemand hören. Aber nun wird ja alles gut, wir verabschieden uns fröhlich. Wie gesagt, Jupp Heynckes ist ein ausnehmend netter Mann, und Borussia Mönchengladbach ist eine sympathische Mannschaft.

„Wir sitzen doch alle in einem Boot!“ das heißt doch, wir steuern denselben Kurs und einer ist für den anderen da – so schlecht klingt das gar nicht. Also, sei's drum. Ich erinnere mich an einen

Satz vor John F. Kennedy „Frage nicht, was Amerika für Dich tun kann, sondern was Du für Amerika tun kannst!“ Nun, für Amerika kann ich beim besten Willen nichts tun, aber wie kann ich als Fußball-Reporter der Bundesliga helfen? Das ist so einfach nicht, wir haben es schließlich mit der stärksten Liga der Welt zu tun, wie immer wieder zu hören ist. Und da muß was dran sein, denn sie bringt eine Nationalmannschaft hervor, die über die Jahrzehnte hinweg an internationalen Erfolgen nur von Brasilien übertroffen wird. Namen wie Beckenbauer, Netzer, Overath kennt man in jedem Fußball-Weltwinkel.

Nach wie vor stehen deutsche Spieler ganz oben auf der Wunschliste italienischer oder französischer Vereine. Wieder sind einige der Besten den Lire- und Franc-Verlockungen erlegen: Völler, Allofs, Berthold. Die Bundesliga ist ärmer geworden. Wenn man wenigstens umgekehrt ausländische Stars zu uns holen könnte. Aber die sind ja auch schon längst in Neapel und Turin, Paris und Marseille gelandet. Wie sollten auch Bochum oder Kaiserslautern, Nürnberg oder Waldhof da mithalten können? Höchstens die Münchner Bayern.

Die aber dürften gar nicht wollen. Schon jetzt geht von ihnen die größte Bedrohung für die ganze Liga aus. Sie sind zu stark! Seit Jahren schon, Samstag für Samstag treten die anderen an, ihnen die Lederhosen auszuziehen. Nur, wenn sie einen Knopf beinahe geöffnet haben, gibt's prompt was auf die Finger – wie bei der unnahbaren Schönen. Die Münchener an der Meisterschaft zu hindern ist für die 17 Mitbewerber ein fast aussichtsloses Unterfangen. Nichts deutet darauf hin, daß sich da kurzfristig etwas ändern könnte.

„Sollen wir absichtlich verlieren?“ fragt Bayern-Manager Uli Hoeneß. Und der braucht keine Hilfe, um auf die Ausgangsfrage zurückzukommen. Wenn an der Isar selbst der Erfolg zu eintönig wird, der FC-Bayern partout keine Schlagzeilen hergibt – dann sorgt der ebenso sture wie helle Schwabenkopf selbst für welche. Schnell, bei passender Gelegenheit, im richtigen Kreis, den Namen Maradona hingeworfen, und die einschlägige Meute stürzt sich begierig drauf. Daß an eine Verpflichtung des genialen Argentiniers nicht einmal im kühnsten Traum zu denken ist, weiß Hoeneß natürlich besser als jeder andere. Aber, was soll's – beim FC Bayern müssen selbst die Enten vom Feinsten sein, nach dem Hollywood-Motto: „Sie können schreiben was sie wollen, Haupt-

sache, Sie schreiben meinen Namen richtig.“ Überhaupt ist hier nahezu alles Gold, was glänzt: Siege im Abonnement, Titel und Pokale, der mit Abstand beste Zuschauerschnitt der Liga, volle Kasernen. Arroganz und Unnahbarkeit gehörten lange zum selbstgestrickten Image. Jetzt wollen sich ihre Majestät, der Meister, volkstümlich geben. Auch das dürfte spielend gelingen, wie alles andere auch. Spielend? Das einzige Manko der Bayern ist ihre unterkühlte Spielweise. Meist nicht zu unrecht werden sie die Minimalisten von der Isar genannt. Größtmöglicher Profit bei geringstmöglichem Einsatz, Fußball sozusagen als betriebswirtschaftliche Soll- und Haben-Rechnung. Vielleicht sind die Münchner die perfekten Vertreter, das optimale Produkt einer Gesellschaft, die meßbare Leistung und Erfolg zum Fetisch erhoben hat. Übersäumende Begeisterung löst das nur selten aus, dennoch pilgern bei jedem Heimspiel im Schnitt 40.000 Menschen ins Olympia-Stadion. Erfolg ist ein Magnet, egal wie er zustande kommt. Ich darf mich fragen, ob das gut ist für den Fußball, ändern kann ich's nicht. Helfen?

Nach der so ergiebigen Unterhaltung mit Heynckes müßte ich jetzt die Gegenseite hören, den HSV-Trainer. Noch heißt er Ernst Happel – und damit erledigt sich die Sache von selbst. Der Mann ist unbestritten einer der besten Trainer der Welt, aber ihm zuzuhören, bedeutet immer auf einem schmalen Grat mitzuwandeln zwischen Schwachsinn und Genie. Und auch das ist vorbei, Happel redet nicht mehr mit Journalisten. Er hat seine Gründe, manche sind sogar plausibel, zu lange, zu oft, zu tief unter die Gürtellinie des Wiener Originals haben manche Zunftkollegen gezielt; aber dennoch, unprofessionell ist diese Kontaktsperre allemal. Was soll's, es muß auch ohne HSV-Informationen aus erster Hand gehen. Ich bin kein HSV-Fan und Jupp Heynckes hat ja gesagt, daß die Borussia die Hamburger schlagen wird.

Alles läuft planmäßig: ein wunderschöner Frühlingsabend, das Volkspark-Stadion fast ausverkauft, gutgelaunte, erwartungsfrohe Menschen. Bester Laune, selbstsicher nehme ich Platz auf dem Reporterstuhl, ausgerüstet mit einem gutgefüllten Notizblock. „Du bist dran,“ das Startkommando aus der Sendezentrale. Die Mannschaftsaufstellungen, die äußeren Bedingungen, die Ausgangsposition beider Mannschaften in wohlgesetzten Worten, am Ende: „... freuen wir uns also auf ein prima Spiel!“

Anpfiff. Der HSV wird gleich die Initiative ergreifen, stürmen, die Gladbacher werden begeistert kontern. Nach fünf Minuten erkläre ich den Zuschauern, noch gelassen, daß beide offensichtlich sehr nervös beginnen. Nach einer Viertelstunde: die Hamburger müssen irgendwie herausbekommen haben, daß die Borussen sie begeistert auskontern und gewinnen wollen. Sie stürmen keineswegs, sondern halten den Ball, Sicherheitspässe, überwiegend quer und zurück. Mönchengladbach steht hinten, wartet auf die vorgesehenen Angriffe des Gegners, erste Unruhe auf den Rängen.

„Beide Mannschaften haben noch nicht zu ihrem Spiel gefunden.“ Und sie suchen weiter – vergeblich. Kurz vor Halbzeit immer noch das gleiche Bild: wenig Tor-Szenen, viel Langeweile. Daß es so laufen würde, hätte mir Jupp Heynckes sagen müssen. Als die Spieler in den Katakomben verschwinden, pfeifen viele Zuschauer. Ich vertröste mit der Hoffnung auf die zweite Halbzeit „...bis gleich also.“

Zuhause senden sie jetzt Werbung, Zeit nachzudenken. Gleich werde ich sagen, daß die Standpauke der Trainer in den Kabinen gewirkt haben, beide Mannschaften wie verwandelt auf den Platz zurückgekommen sind.

„So, da sind wir wieder im Hamburger Volkspark Stadion ...“. Eine Stunde gespielt, in mir steigt Wut hoch. Die da unten kicken einfalllos vor sich hin, überbieten sich an Fehlpassen, mir gehen die wohlklingenden Begründungen aus. Am meisten ärgert mich, daß Jupp Heynckes offensichtlich vergessen hat, seine schönen Pläne nicht nur an mich, sondern auch an die eigenen Spieler und an die des HSV weiterzugeben. Wieder so ein Spiel, bei dem du als Reporter nur Prügel beziehen kannst. Wenn ich jetzt sage, wie's ist – grausam – werden sich die Leute vor dem Fernseher fragen, warum sie denn weiter zuschauen sollen. Hat man nicht früher die Überbringer schlechter Nachrichten hingerichtet? Aber weitere Beschönigungen kauft mir kein Mensch ab, sie würden mich für einen kompletten Idioten halten. Hilflosigkeit. Schließlich verlege ich mich darauf, wieder und wieder zu betonen, wie spannend die Partie doch ist, es steht ja immer noch 0:0. Drei Minuten vor Schluß: irgendwie erzielen die Hamburger ein Tor, und dabei bleibt's. Der HSV ist im Pokal-Endspiel, Mönchengladbach ist ausgeschieden. Recht geschieht's den Borussen und Trainer Heynckes.

Mein Resümee fällt etwas ungehalten aus, nur froh, daß das

Spiel vorüber ist. „...zurück in die Sendezentrale.“

Die Bayern können spielen wie sie wollen, sie machen den Gegnern die Stadien voll. Natürlich bin ich berufsmäßig objektiv, aber jeder Sieg eines „Kleinen“ gegen die so kühl selbstbewußten, siegessicheren übermächtigen Münchner macht die Bundesliga spannender. Prinzip Hoffnung. Und ich hoffe mit. Ich möchte ja gerne helfen – nur, wie? Ein Herz fassen, stürmen, die Bayern überrennen, Torchancen nutzen, Spielrausch – Sieg. Ganz einfach.

Aber – aus eigener Erfahrung und dem Beispiel der meisten Leidensgenossen klug – kaum einer traut sich, will dem vermeintlichen Goliath keine Blößen bieten. So wird oft ängstlich taktiert, ein Unentschieden gegen den Meisterschaftsfavoriten als Erfolg angestrebt. Soll ich das als Feigheit kritisieren? Für die meisten Trainer steht nicht selten die berufliche Existenz auf dem Spiel und für die Spieler eine Menge Geld. Muß ich aber andererseits das bloße Verhindern einer Niederlage als taktische Glanzleistung feiern?

Manche Vereine beklagen sich über ihr schlechtes Image und machen gern die Presse und besonders das Fernsehen dafür verantwortlich. Bin ich ein Miesmacher, weil ich mich weigere, einen brav-biedereren Ackergaul als feurigen Araberhengst zu beschreiben? Allzuoft wird in den Bundesliga-Stadien nur schmale Haushaltskost geboten. Nicht alle Zuschauer sind dämlich: Für gutes Geld wollen sie gute Ware. Die meisten aber sind schnell bereit, dem Reporterstandardsatz zu folgen: „Das Spiel müssen wir schnell vergessen, was zählt, sind die Punkte.“

Die Attraktivität, der Unterhaltungswert bleibt auf der Strecke.

Die Nationalmannschaft, heißt es, ist das Aushängeschild unseres Fußballs. Kann sie die Wende auslösen? Erinnern wir uns an die Weltmeisterschaft in Mexico. Team-Chef Franz Beckenbauer berief so gut wie alle lebenden Vorstopper und Ausputzer in sein Aufgebot. Jeder, der einen Pass über mehr als 10 Meter nach vorne zu schlagen drohte, galt als Sicherheitsrisiko. Und am Ende: Vizeweltmeister. Als die deutsche Mannschaft den Argentinern im Finale knapp unterlag, waren all' die Schönspieler aus Rio, Bordeaux, Kopenhagen und Kiew längst schon zu Hause.

„Wir haben das Beste gemacht aus dem, was wir zur Verfügung hatten,“ sagt Beckenbauer – eben effektiv die „deutschen“ Tugenden Kampfkraft, Einsatzwillen, Disziplin eingesetzt. Natürlich reizt das erfolgreiche Beispiel zur Nachahmung. Ein Glück wenig-

stens, daß die Argentinier Weltmeister geworden und Diego Maradona die noch höheren Maßstäbe gesetzt hat. Nur, die Maradonas wachsen nicht auf Bäumen. Man muß sie suchen wollen, ermuntern, jedes hoffnungsvolle Talent pflegen. Das immer wieder zu fordern, ist vielleicht eine bescheidene Möglichkeit zu helfen. Ob ich damit allerdings noch in einem Boot sitze mit Vereinspräsidenten, die den schnellen Erfolg verlangen und mit Trainern, die von Woche zu Woche nur die Tabelle im Auge haben, von der Hand in den Mund leben?

Auszüge aus Zuschauerbriefen nach dem Hamburger Spiel:
„... Daß Ihr Reporter HSV-Fan ist, war ja hinlänglich bekannt. Aber was er sich da geleistet hat, setzt allem die Krone auf. Jede Aktion der Hamburger begleitete er mit aah und ooh während er die Borussia-Spieler ständig niedermachte. Ersparen Sie uns bitte künftig diesen Mann ...“

„... Sie sind wohl Vereinsmitglied von Borussia-Mönchengladbach? Vielleicht bekommen Sie von denen jetzt die goldene Vereinsnadel. So eine einseitige Reportage habe ich noch nie gehört. Ich hatte das Gefühl, daß Sie traurig waren darüber, daß der HSV gewonnen hat ...“

„... ein stinklangweiliges Spiel und dazu dieser Reporter mit seinen dummen Sprüchen ... Sie haben mir den Abend verdorben.“

Was habe ich mich schon geärgert über schlechte Spiele, unverschämte Fouls, über überforderte Schiedsrichter und über pöbelnde Fanatiker. Dennoch: Woche für Woche freue ich mich auf die Bundesliga. Ich habe Fußballspiele erlebt in England, wo es angeblich nur vorbildliche Profis gibt, und in Italien, wo doch die mit Abstand besten Spieler der Welt zu sehen sind – nirgendwo gab's insgesamt besseren Fußball als hierzulande. Jede Sommer, jede Winterpause wird mir schon bald zu lang. Worüber sonst läßt sich so hemmungslos unverbindlich diskutieren und streiten wie über den Kopfball in Köln, den Fallrückzieher in Frankfurt, die Schwalbe in Schalke, den Beinschuß in Bremen?

Wie gesagt, ich liebe das Meer.

Aber ich hasse Bootfahren.

Hanns Dieter Hüsch

Fuss-Baller

Was ich ja bei Fußballern am liebsten mag
ist nicht das Ballern mit den Füßen
sondern das Ballern mit dem Mund
Auf einen Ballerplatz kriegen mich sowieso keine zehn Pferde
aber zu Hause vor dem Schirm
da kriech ich manchmal förmlich in den Schirm hinein
um den Spielern zu signalisieren
wie sie es anders machen sollen
denn unsereiner weiß es ja immer besser
aber manchmal schlägt man
doch die Hände über dem Kopf zusammen
was sich bei den armen Kindern da abspielt
nämlich nichts
und dann haben sie sofort immer so eine besondere Sprache
zur Hand oder besser bei Fuß
und obwohl es eigentlich immer
die herrlichste Nebensache der Welt sein soll
tun sie alle so als würden sie
bei einer alten griechischen Tragödie mitspielen
so empfindlich sind die an der Achillesferse
Manchmal denkt man wirklich die sind von einem anderen Stern
auch wenn sie aus dem Kohlenpott sind
oder vielleicht gerade deswegen
Und intern spielen sich da heutzutage richtige
Menschendramen ab
wenn der Vorstand eine neue Mannschaft bekommt
und der jetzige Brötchengeber
Europas größter Bierglasfabrikant
auf den Präsidentenstuhl gehoben werden soll
denn mit dem jetzigen Boss will der ehemalige Manager nicht mehr
und der jetzige Boss
dem der ehemalige Manager unsaubere Praktiken

im Transfergeschäft nachgesagt hat
der spricht von Rufmord und Verleumdung
und scharft jetzt fleißige Helfer um sich
die sollen auf Kneipentour gehen
um in den Destillen mit Freitrunke und deftigen Mahlzeiten
die Stimmung gegen den ehemaligen Manager anzuheizen
und wer da der Tüchtigste ist
kriegt vielleicht den Vorsitz im Verwaltungsrat
aber alles ist noch geheime Kommandosache
und übrigens das mit den Verletzungen ist nichts Tragisches
nur Kniebeschwerden
nichts Tragisches
und wir sind wenn es darauf ankommt eine große Familie
und mischen oben mit
die Lage ist ernst sagt der Kaiser
aber wahrscheinlich spielt er und wenn er sich entschuldigt
kann man wieder von vorne anfangen und den Bayern
die Lederhosen ausziehen
und ein Spiel ist erst aus wenn es aus ist
und wir haben ja vor allem in der zweiten Halbzeit
deutlich gezeigt wes Geistes Kind wir sind
und daß wir uns steigern können
nur die anderen haben halt die Tore geschossen
und wir müssen jetzt sehen daß wir unsere Moral
wieder aufbauen
oder einen neuen Trainer engagieren
oder wir spielen gegen den Abstieg
das wäre natürlich eine Blamage
aber wenn der Trainer sagt
Ihr habt frei bis Dienstag und ich kann Euch nicht mehr sehen!
Dann ist natürlich die Niederlage eine Niederlage für die ganze
Mannschaft
obwohl er unser volles Vertrauen hat
der Erich hat unser volles Vertrauen
aber vielleicht kommt ja der Berti
und der Erich geht dahin
wo jetzt der Berti ist
und ausserdem hat ja der Herbert noch ein Loch in der Leiste
dennoch bin ich sicher daß wir oben mitmischen werden

wenn wir wie in alten Tagen einen zweiten Fußballfrühling erleben
wir müssen eben noch viel verfeinern
und kommen dann sicher besser aus den Startlöchern
wie gegen Uerdingen
Das ist das Ballern mit dem Mund
wie Odysseus vor Troja
als wenn unser ganzes Leben
unsre ganze Weltgeschichte davon abhinge
Wohl dem der so fest an das Ballern glaubt
Mit dem Mund und mit den Füßen.

Uwe Bornemeier

Willi Lippens und das gewisse „Leck-mich-am-Arsch-Gefühl“

Willi Lippens war in allen Stadien der Liga beliebt. Dabei zählte er nie zu den ganz Großen seiner Zeit, spielte nicht so elegant wie Beckenbauer, war nicht so schön wie Netzer mit dem langen Haar und auch nicht so erfolgreich wie Gerd Müller. Lippens gehörte einer Spezies von Fußballern an, die heutzutage leider ausgestorben ist. „Er war das letzte Original der Bundesliga“, verabschiedete ihn die Boulevardjournalle 1983.

Gute Laune hatte er bereits verbreitet, als er anno 1965 bei Schwarz-Weiß Essen zum Probetraining erschien. „Der kann ja nicht mal richtig gehen“, soll Trainer Hans Wendtland amüsiert ausgerufen haben, bevor er ihn wegschickte. Beim Lokalrivalen aus dem weniger vornehmen Essener Norden schmunzelten sie nur, gaben ihm ein Zimmer unter der Tribüne des Georg-Melches-Stadion und monatlich 50 Mark – auch für damalige Verhältnisse nicht gerade „die Welle“, aber immerhin.

Der junge Mann aus dem niederrheinischen Kleve fiel durch sein wahrlich sonderbares „Hand“-werkzeug auf. Senk-, Spreiz- und Plattfüße und darüber die bei Fußballern üblichen O-Beine. Sein Watschgang wurde zum Markenzeichen, und der im Ruhrgebiet mittlerweile legendäre „Sportbeobachter“ verlieh ihm den Spitznamen „Ente“.

Da Ente nicht nur ein wahrer Fummelkönig war, sondern auch ein sonniges Gemüt hatte, stellten sie den Spaßvogel auf Linksaußen. Erstens weil er so genug Platz hatte, seine Gegenspieler zu „vernaschen“. Zweitens damit die Zuschauer ihrem Liebling nahe genug sein konnten und drittens: Es hatte sich in der Bundesliga eingebürgert, daß Spieler mit einer „Macke“ im Tor oder auf Linksaußen stehen; ein ungeschriebenes Gesetz, das auch zwei andere Komiker zutraf: Sepp-„Valentin“ Maier und Wolfgang-„Otto“ Kleff.

Die Fußballfreunde der Republik johlten vor Entzücken, wenn er die „Pille“ mit dem Hinterteil stoppte, um sie seinem Lieblings-



Schlitzohr „Ente“ Lippens bei der Konversation mit dem Schiedsrichter.
(Foto: Sven Simon)

Gegenspieler Berti Vogts – immerhin mit dem für eine Ente gefährlichen Spitznamen „Terrier“ ausgestattet – durch die Beine zu schieben. Der CDU-Verteidiger soll hinterher weinend in der Kabine gegessen haben. „Er ist der beste Linksaußen Europas, weil er selber nicht weiß, was er im nächsten Moment macht“, stellte sein Trainer Ivica Horvat über den Mann fest, der nie eine Meisterschaft oder einen Pokal gewonnen hat und nur einmal für die Niederlande international aktiv werden durfte.

Ente juxte und dribbelte elf Jahre für Rot-Weiß, anschließend drei für den BVB, bevor sich der ballspielende Donald Duck aus dem Kohlenpott in die Ölmetropole Dallas locken ließ. Dort muß ihm wohl insbesondere die Southfork-Ranch der texanischen TV-Familie beeindruckt haben. Zurück in Essen verkaufte er nämlich sein schmuckes Eigenheim nebst Hallenschwimmbad und erwarb einen heruntergekommenen Bauernhof direkt an der B 244 in Bottrop, den er mit Millionenaufwand renovierte. Zwischen Kohlekraftwerk und Müllverbrennungsanlage machte er zuerst „in Schweinezucht“ und heute „in Restauration“. Ente schuf sich eine grüne Oase in der Region, die ihn und die er ins Herz geschlossen hat.

Vorher hatte er sich schon im Backgewerbe versucht und soll im eigenen Gemüseladen den Wirsing per Fallrückzieher ins Regal geschossen haben – erzählt man sich.

Seine Liebe gilt aber weiterhin dem Showgeschäft. Erst hatte er einen Kurzauftritt als Manager bei RW Oberhausen, dann feierte er als Schlagersänger („An der Kohlenhalde . . .“ nach der Melodie von „An der Nordseeküste . . .“) einen Achtungserfolg. Für die Zukunft peilt er zwei weitere Rollen an, für die ihm aber im Moment noch die Angebote fehlen: Die Hauptrolle in einem Lustfilm und – auch das würde er sich ohne weiteres zutrauen – Bundeskanzler will er noch werden.

Herr Lippens, oder darf ich Ente sagen?

Lippens: Ja sicher, das kommt immer darauf an, wie man es ausspricht. Der Ton macht die Musik, ganz klar. Für mich ist es positiv gewesen, daß ich diesen Spitznamen bekommen habe. Sicher gibt es auch Namen, die weh tun, aber meist sind Spitznamen für Sportler ein Kompliment.

Sie haben die Bundesliga als Spieler und zuletzt als Manager mehr als 20 Jahren hautnah erlebt. Was hat sich in dieser Zeit verändert?

Lippens: Das ganze Spiel ist sicherlich vom spielerischen her nicht reifer geworden, nur dynamischer auf Kosten der Technik und der spielerischen Akzente, die zu unserer Zeit noch gesetzt wurden. Der Erfolgswang ist einfach viel größer geworden. Das ist aber auch ein Problem der Trainer. Die meisten Trainer, die heute Bundesligaverene betreuen, sind früher die größten Klopper gewesen. Es ist ja kaum einer dabei, der früher von der Technik geliebt hat. Das waren alles Klopper: Feldkamp, Rehhagel . . .

Nichts dagegen, sie haben sich verkauft, wie sie es halt konnten. Mein Gott, aber diese Leute trainieren heute große Mannschaften, und irgendwie überträgt sich das.

Hat sich im Laufe der Jahre auch das Verhältnis des Publikums zu den Spielern gewandelt?

Lippens: Ich glaube, daß sich da wenig verändert hat. Es hat immer volksnahe Typen gegeben, und es hat immer welche gegeben, die arrogant und unnahbar wirkten.

Aber heute fehlen doch die sogenannten Originale, die Spaßvögel, die Publikumsliebtinge mit den liebevollen Spitznamen.

Lippens: Ja, denn den jungen Leuten wird heute die Chance genommen, das persönliche Ich zu entwickeln. Die Persönlichkeit, die man vom Naturell her hat, die wird heute zu früh in eine Schablone gepreßt. Man stellt das taktische Spiel so in den Vordergrund, daß es sehr schwer ist, diese Ureigenschaften, die man in sich fühlt, nach außen hin auch zeigen zu können, dem Publikum eine Extravaganz zu bieten. Das ist das Problem heutzutage, daß alle gewinnen wollen. Schon in der Jugend wollen sie Meister werden und da fangen sie schon an: „Wenn Du nicht hinter dem Verteidiger herrennst, fliegst Du aus der Mannschaft ‘raus‘. Sicher, man muß ein gewisses „Leck-mich-am-Arsch-Gefühl“ haben und eine riesige Portion Selbstvertrauen, dann könnte man das heute

auch machen. Durch Leistung kann man jeden Trainer zwingen, wieder nominiert zu werden, denn die Presse und die Anhängerschaft fordert natürlich immer wieder solch einen Mann, auch wenn der Trainer sagt: „der spielt nicht so, wie ich es gerne möchte.“

Bleibt bei dem Erfolgsdenken im heutigen Profifußball nicht Spiel und Spaß zwangsläufig auf der Strecke?

Lippens: Nicht nur beim Fußball. Man sieht doch bei fast allen Sportarten, wie dankbar das Publikum reagiert, wenn einer mal einen Spaß macht. Es ist doch so leicht, die Leute zum Lachen zu bringen. Es geht doch darum, die Sportart zu präsentieren. Daß die Leute sagen, da gehst du hin, das ist ja wirklich zum Erholen, und da kannst du dich auch mal erfreuen. Und wenn das Spiel verloren geht, dann hat es sich trotzdem gelohnt hinzugehen. Das muß wieder in den Vordergrund gerückt werden, auch bei den Leuten die dafür verantwortlich sind.

Ich habe zum Schluß meiner Karriere erlebt, daß man es nicht mehr akzeptieren wollte, obwohl ich glaube, daß ich immer die Show mit dem Zweckmäßigen verbunden habe wie kein anderer. Außer dem Sepp, aber der stand im Tor. Ich habe immer sehr zielstrebig Fußball gespielt und habe trotzdem Showelemente mit hinein gebracht. Das ist natürlich sehr schwer. Ein Grad, der ganz schmal ist. Entweder ist man das Arschloch und macht nur Scheiße oder man ist der Clown, der was kann. Deshalb ist für viele wahrscheinlich auch das Risiko zu groß, so etwas zu machen.

Apropos Risiko: Wie war das damals eigentlich mit dem Doppelpaß zwischen Ihnen und Sepp Maier?

Lippens: Da haben wir mal 'ne Nacht durchgesoffen und haben beim Bier vereinbart, daß er mir beim Abstoß den Ball zuspielt. Da ist es aber nie zu gekommen. Er hat wohl Angst gehabt, ich hau' ihm das Dingen rein, oder weiß der Teufel, wenn er mich da anspielt am Sechzehner. Für mich wäre das kein Thema gewesen. Er hätte den Ball zurückgekriegt. Das sind Sachen, die das Ganze auflockern – wo man immer wieder drüber spricht. Das wollen die Leute sehen. Wenn ich zum Beispiel die verbissene Art sehe, wie

der Lothar Matthäus Fußball spielt, das bringt den Leuten doch garnichts, nicht die Bohne.

Aber nicht alle verstanden den Humor à la Lippens, z.B. die Schiedsrichter.

Lippens: Na gut, ich habe zwei Platzverweise als Profi erhalten und einen in der A-Jugend wegen Schiedsrichterbeleidigung. Der Schiedsrichter zu mir: „Ich verwarne Ihnen!“ Darauf ich: „Ich danke Sie!“

Eine legendäre Lippens-Anekdote . . .

Lippens: Das ist meine ganze Art gewesen. Ich habe nie eine Chance überhastet vergeben, dann habe ich sie lieber vertändelt, weil ich der Meinung bin, wenn man eine Chance bekommt und wird vom Verteidiger blockiert, dann ist es zwecklos, drauf zu ballern. Das hat mir immer widerstrebt. Also: ausholen und versuchen, eine Lücke zu finden. Wo andere einfach draufziehen, da kommt für mich nichts bei rum, das hat mit Fußball nichts zu tun. Man muß mit Finesse Fußball spielen.

So ist es auch mit der Schlagfertigkeit. Ich habe nie in Trance gespielt, d.h. daß mir immer bewußt gewesen ist, daß da viele Leute drum herum sind. Es gibt Situationen, daß man seine Frau vor einem wichtigen Spiel nicht grüßt. Bei mir war das nie so. Ich hab z.B. einmal meinen Vater irgendwo auf der Tribüne gesehen, der aus Kleve gekommen war. Da bin ich während einer Spielunterbrechung hingegangen und hab' ihn begrüßt. Deshalb habe ich auch Dinge gemacht, wie einem Jungen bei einer Ecke die Mütze vom Kopp genommen, die Ecke geschossen und sie ihm wiedergegeben. Ich war immer voll da auf dem Spielfeld, deshalb sind mir auch solche Sätze eingefallen – weil ich nie weg war, immer ohne Captagon.

Haben Sie das oft erlebt, Doping in der Bundesliga?

Lippens: Es gibt überall schwarze Schafe. Daß das genommen wird, steht völlig außer Zweifel. Allerdings: wenn ich es in Prozent ausdrücken müßte, ist es kaum ein Prozent – davon bin ich über-

zeugt. In meiner ganzen Laufbahn habe ich vielleicht zwei Mann kennengelernt, die das mal genommen haben. Ich weiß nicht, wie es heute aussieht. Ob der Druck so groß geworden ist, daß einige meinen, weil sie es sonst nicht überleben würden, das fressen zu müssen. Wer voll durchtrainiert ist, braucht kein Captagon. Es sind nur die Faulen, die nicht bereit sind, sich im Training zu quälen, die dann versuchen über die Runden zu kommen mit so 'nem Zeug.

Zurück zu Willi Lippens: Obwohl er seiner Zeit als bester Linksaußen Europas galt, hat es nur zu einem Länderspiel gereicht.

Lippens: Ich bin vom Vater aus Niederländer, obwohl ich in Deutschland geboren bin. Ich wollte auch Deutscher werden, zumal der Helmut Schön immer gebohrt hat. Mein Vater war in dieser Beziehung leider etwas engstirnig. Er hatte den Zweiten Weltkrieg mitgemacht und hat aufgrund dessen gesagt: „Wenn du Deutscher wirst, brauchst du nicht mehr nach Hause zu kommen“. Da bin ich halt Holländer geblieben. Nach der Einladung für die holländische Nationalmannschaft hab' ich einmal dort gespielt: 6:0 gegen Luxemburg gewonnen, das 1:0 war von mir. Hab' also in jedem Länderspiel ein Tor gemacht. Ein guter Schnitt! (lacht)

Warum sind es nicht mehr Länderspiele geworden. Gab es Verständigungsschwierigkeiten für den nicht holländisch sprechenden Lippens?

Lippens: Normalerweise gibt es unter Fußballern keine Verständigungsschwierigkeiten. Man redet mit Händen und Füßen. Und dann ist ja auch noch die Verwandtschaft mit unserem Platt. Vieles ging mir von der Sprache aber zu schnell und ich hab' mich ganz einfach nicht wohlfühlt. Ich war doch wohl mehr Deutscher. Da sitzen wir z.B. auf der Fahrt zum Spiel im Bus, und im Radio läuft ein deutscher Sender. Da ruft der Israel, der damals bei Feyenoord spielte: „Mach den Nazisender aus“. Ich drehe mich um und sage: „Unsere Generation! Bist Du eigentlich bescheuert?“ Er: „Du bist doch auch ein halber Nazi.“ Mit dem mußte ich nachher Fußballspielen. Ich hätte damals aussteigen müssen, dann hätte ich für Deutschland spielen können. Der Bonhof ist Deutscher geworden, der hat's wahrscheinlich besser gemacht.

Dennoch sind Sie außerordentlich bekannt und beliebt gewesen!

Lippens: Richtig, und da bin auch sehr stolz drauf, denn dies ist nur über eine gute Leistung und Volkstümlichkeit zu erreichen.

Ist „Ente“ als „Willy the Duck“ in den USA ebenfalls so gut angekommen?

Lippens: Naja, das war mehr ein Abklatsch, da ich das mal kennenlernen wollte. Ich hab' auch dort meinen Fan-Club gehabt. Nur: Ich kann nicht vor einem Publikum spielen, was unkonzentriert ist, das aus dem Fußballspiel ein Picknick macht und nur ab und an hinguckt. Das ist was für'n Arsch, da kommt man sich blöde vor. Da sind 20.000 Leute im Stadion und 10.000 rasen dauernd hin und her, holen sich was zu fressen oder weiß der Teufel. Typisch amerikanisch eben. Das ist keine Atmosphäre und hatte keine Zukunft.

Der sportliche Lebenstraum des Willi Lippens, das Kopfballtor im Handstand, ist ihm leider verwehrt geblieben.

Lippens: Das hätte ich gerne mal gemacht. Nur meist sind die Torleute auch so verbohrt. Die liegen schon geschlagen am Elfmetertpunkt, nachdem man sie umspielt hat, und trotzdem versuchen sie, noch mal hinterherzukommen. Da bleibt die Zeit nicht mehr, daß man sich da hinstellt und das Ding reinköpft.

In der Jugend hab' ich mal so eins gemacht, in einem regulären Meisterschaftsspiel. Man hat mich dann verwarnt, wegen Unsportlichkeit.

Norbert Thomma

Weder Zorro noch Pantoffelheld

Ein Gespräch mit Bundesliga-Schiedsrichter
Wolf-Dieter Ahlenfelder

Hand aufs Herz. Kümmern wir uns im ausreichenden Maße um die Unterdrückten, die Gedemütigten und Ausgegrenzten in unserer Gesellschaft? Wir tun es nicht. Vielmehr richten wir Ihnen ein „Jahr“ ein und vergessen sie darüber. Für die Betroffenen ändert sich nichts, nur das Gewissen der anderen ist beruhigt. Jahr des Kindes, Jahr der Frau, Jahr der Behinderten . . .

Da ist es mehr als eine Pflicht, noch einmal an das Jahr 1986 zu erinnern: Das Jahr des Schiedsrichters. Hat jemand etwas davon gemerkt? Eben. Ist es nicht vielmehr so, daß diesem Häuflein Gerechter selten so übel mitgespielt wurde wie in diesem Jahr, welches die Augen lenken sollte auf ihre Sorgen und Nöte?

Zur Unmöglichkeit geriete der Versuch, auch nur annähernd eine Liste all jener Delikte zu erstellen, unter denen die Männer in Schwarz zu leiden hatten. Es kann hier nur darum gehen, zu systematisieren und Beispielhaftes darzulegen.

Da wäre einmal die kriminalisierende Variante. „Auf dem Spielfeld war ein Mörder – und der Mörder war der Schiedsrichter“, erieferte sich Uruguays Trainer Omar Borrás, als bereits nach 50 Sekunden einer seiner Spieler von Platz gestellt wurde. Uns Udo Lattek übte sich in der ideellen Tätigkeit: „Ich hasse Schiedsrichter, ich könnte sie manchmal sogar umbringen“, um später zu konkretisieren: „Dem hätte ich am liebsten mit der Fahne einen Scheitel gezogen.“ Zu seinen Gunsten anführen läßt sich lediglich ein gewisses Mitgefühl mit der pfeifenden Zunft, denn er „möchte kein Schiri sein.“

Kommen die Obszönitäten nicht schon so heftig, daß eine Agentur schrieb, sie seien derart furchtbar, daß man sie nicht mehr drucken könne? Als typisch stehen da die „Wichser“ und das „Arschloch“ des HSV-Torhüters Stein. Und nur der Zufall eines an-

geschalteten Mikrofons brachte die Verdächtigung von Wolfram Wuttke an die Öffentlichkeit, der Mann an der Linie schieße sich wohl bald „in die Hose“.

Recht variabel zeigt sich Teamchef Franz Beckenbauer. Gefiel ihm während der Weltmeisterschaft noch der rassistische Hieb gegen einen Australier: „Dieser Mann ist besser zum Känguruhfangen geeignet“, so wechselte er nach dem Freundschaftsspiel gegen Österreich zur Diffamierung des Intellekts. „Ich weiß nicht, was der im Kopf hat“, tonte er über den Italiener Agnolin, „wenn da überhaupt was drin ist.“ Später noch: „Fahrlässig, bedenkenlos, gemeingefährlich.“

Man würde all das noch unter „streßbedingten Blackout“ buchen, fände sich beim Ex-Kaiser nicht ein erhebliches Defizit im Rechtsverständnis. So wußte er von den Uruguayern, „ihr Problem ist es, Härte und Fairneß nicht unterscheiden zu können. Auch wir haben Fouls begangen, doch es waren offene Fouls.“ Wem so das offene Foul zur Fairneß gerät, kann der noch Verständnis finden für das schwere Amt der pfeifenden Richter?

Und die Attacken von Spielern, Trainern und Publikum stehen nicht allein. Über allem schwebt die Geißel „Zeitlupe“, die dazu führt, „daß ein Spiel nicht mehr nach 90 Minuten, sondern erst nach der Sportschau oder dem Aktuellen Sportstudio beendet ist.“ (Schiedsrichterzeitung)

Was sind das für Menschen, die sich Samstag für Samstag freiwillig den schwarzen Kittel überstreifen und zum Objekt allgemeiner Aggressionen machen? Was treibt sie in die Fußballarena, welche sie – als Ausdruck höchster Wertschätzung – im besten Fall unter völliger Nichtbeachtung wieder verlassen dürfen?

Fragen an Wolf-Dieter Ahlenfelder, seit 25 Jahren Schiedsrichter und in der Saison 86/87 von den Bundesligaspielern zum beliebtesten seiner Zunft gewählt.

Herr Ahlenfelder, wie sind Sie zur Schiedsrichterei gekommen?

Ich habe in einer Jugendmannschaft gespielt. Wie sagt man so schön: Nicht jeder wird Superstar. Und irgendwo merkt man auch, daß es zu Höherem nicht reicht. Bei den Schiedsrichtern herrschte Mangel, da hab' ich mich zur Verfügung gestellt.



Der beliebteste Schiedsrichter: „Kugelblitz“ Wolf-Dieter Ahlenfelder verschafft sich Gehör bei Bochums Lothar Woelk. (Foto: Sven Simon)

Was springt für Sie bei der Pfeiferei heraus?

Eine Aufwandsentschädigung von 42 Mark und ein Verpflegungssatz von 30 Mark: Also wenn ich einen Tag unterwegs bin, bekomme ich 72 Mark Spesen erstattet.

Das Geld kann es nicht sein, was treibt einen sonst, Schiedsrichter zu sein?

Mir hat's einfach Spaß gemacht, vor allem von der Kameradschaft her. Wir haben jeden zweiten und dritten Donnerstag unsere Kameradschaftsabende. Es wird viel getan am Regelwerk, man plauscht über das Geschehene. Und zu meiner sitzenden Tätigkeit ist es ein guter Ausgleich. Ich seh' das ganz sportlich.

Also kein Zorro, Schützer der Schwachen und Rächer der Getretenen?

Nein, nein. Auch nicht – ich bin seit 17 Jahren verheiratet –, weil ich zuhause nichts zu sagen habe (Kichern im Hintergrund). Könnt' ja sein, daß man sagt, ich pfeif Samstags ein Spiel und zeig' dann mal, wo's lang geht.

Was halten Sie von der Erfindung der Zeitlupe?

Medien und Zeitlupe, das muß alles sein. Nur wie das im Fernsehen gehandhabt wird, kann ich das nicht gutheißen. Nach vier Wiederholungen weiß ich auch, daß es kein Elfmeter war. Der Schiedsrichter kann ja nicht sagen, komm noch mal aus dem Strafraum raus und fall' nochmal.

Wenn Sie als kleiner schwarzer Mann von 60.000 ausgepiffen und beschimpft werden, was geht da durch Bauch und Kopf?

Durch den Bauch geht gar nichts, und ein Wolf-Dieter Ahlenfelder fühlt sich auch vor 80.000 nicht als kleiner schwarzer Mann. Ich weiß, was auf mich zukommt, und pack das richtig an, zum Wohle unseres deutschen Fußballsportes.

Zu viele Gelbe Karten wegen Meckerns, teilen Sie die Kritik?

Zehnmal Gelb im Spiel, da wird man unglaublich. Wenn da einer auf mich zukommt und mosert „Äh, wollze nich ma pfeifen“, da kann man auch mal sagen: „Äh, paß auf, laß dich auswechseln, sons krisse dat, watte brauchst“.

Stinkt Ihnen nicht, wie sie die Trainer in letzter Zeit behandeln?

Das muß ich bejahen. Diese Trainer sollte der DFB mal in die Schranken weisen. Zur Zeit hat man den Udo Lattek auf'm Korn, aber so'n schlimmer Kerl ist er ja auch wieder nicht. Es geht halt ums Überleben, wer gewinnt, ist der Erste und verdient das meiste Geld, daran wird's wohl liegen.

Wenn Sie zum Beispiel von Augenthaler lesen, daß er seit Jahren versucht, den Täuber zu treffen, ihn aber nie erwischt . . .

. . . daß man da ein bißchen aufpaßt, will ich nicht von der Hand wischen, aber man sollte es nicht tun. Dann achtet der Schiedsrichter auf die beiden und dann tritt der Nachtweih den Thon oder was.

Muß ein Schiedsrichter autoritär sein?

Autoritär nicht, aber Autorität muß sein, gepaart mit Kameradschaft, guter Regelkunde und Verständnis zu einem Mitmenschen. Ein nettes Wort muß auch sein, trotzdem wirkt man nicht als Hampelmann.

Der Schiedsrichter Ahlenfelder ist ja nun wirklich ein Erlebnis. Sind Sie ein Naturtalent oder haben Sie Schauspielunterricht genommen?

Das nicht. Jeder sagt, das is ne rheinische Frohnatur, als wenn man so ne Karnevalsjeck wär, das laß ich nich gelten. Ich versuch immer, mein Bestes aus dem Regelwerk zu holen. Es macht mir Freude zu pfeifen.

Bernd Müllender

Angeschnittener Kopfball

Sie können ja nichts dafür. Sie tun ja nur ihre Pflicht. Aber samstags um 18 Uhr kann ich sie alle nicht ausstehen: den Oldie Köpcke, diesen Smartie Wieben und den Computi Hofer. Können die nicht einmal etwas schneller lesen? Oder mal was weglassen? Ihr Tagesschau-Studio einfach eher verlassen – die Arbeit verweigern? Nur einmal streiken, vielleicht so um 18 Uhr 02! Aber nein, immer wieder müssen sie ihre Fünfminutennummern durchziehen, bis endlich die ARD-Logos durcheinander wirbeln dürfen und der geliebten Fanfare Platz machen. Endlich kann es dann losgehen.

Ja, ich muß gestehen: Eine Kohlsche Regierungserklärung ist nichts gegen diese drei vertrauten Worte samstagsachtzehnuhrfünf: „Guten Abend allerseits!“ Süßer hohle Worte nie klangen. Wunderbar, diese Melodie, dieses siebensilbrige Stakkato aus dem vertrauten, fast schon geliebten Moderatorenbärtchen. Heribert Faßbender, der Tabellenführer unter den Sportschau-Zelebranten, guckt mich dabei immer genau an. Ich schwöre es, so wahr mir der Fußballgott helfe.

Ja, ich kann verstehen, wenn sich in deutschen Wohnstuben in diesen Momenten höchster Erregung Ehedramen entwickeln und verdichten, und selbst Lethargiker vor die Glotze hasten. Oder wenn in Wohngemeinschaftsanzeigen, wie immer wieder zu lesen, subkulturelle wie antisportliche Streetfighter und Streetworker, politische Querdenker wie Querschläger verlangen, samstagsachtzehnuhrfünf prinzipiell von den Unbilden dieser Welt unbehelligt zu bleiben, nur um Heriberts Halali lauschen zu können. Bundesligaszenen in der Sportschau können alle Szenen einen, sie können Klassenschranken ebenso wie kleinbürgerliche Ehen aufheben und alle Schichten auf eine Ebene heben – auf die des Rasenplatzes. So ist es recht. Im Flugwind des Schweinsleders sind alle Menschen Brüder. Denn: was ist schon die Weltrevolution gegen eine angeschnittene Flanke? Was kann jemandem der Leib der oder des Geliebten bieten gegen das promiske Getümmel von 22 Leibern in

ihren Leibchen in und zwischen den Strafräumen der Freizügigkeit?

Trotz dieser allgemeinen Wertschätzung sind es die Fußballer selbst, die seit Bestehen der Bundesliga zu den am ärgsten unterschätzten Berufsgruppen unserer Republik gehören. So darf es nicht weitergehen. Es ist an der Zeit, mit dem häßlichen und arroganten Vorurteil aufzuräumen, Fußballer seien primitive, einfache Naturen. Das Gegenteil ist richtig! Fußball ist nämlich mehr als Schuß und Tor, denn jeder Kopfball entschnellt einem wachen Hirn, über jedem strammen Schenkelmuskel steckt ein schlaues Köpfchen. Beginnen wir unsere Beweisführung mit einer der krassesten Fehlinterpretationen bundesdeutscher Kickhistorie: „Für ein Viertel mehr unterschreibe ich den Vertrag, für ein Drittel nicht.“ Mit diesem Verhandlungspoker trumpfte kurz vor Gründung der Bundesliga 1963 der Altinternationale Horst Szymaniak auf. Diese scheinbar falsch angewandte Mathematik nährt seitdem das schlimme Vorurteil, Fußballspieler seien dumm. Aber Szymaniak wollte gar keinen neuen Vertrag, sondern per Handgeld und Ablösesumme dahin wechseln, wo es nicht nur die Hälfte sondern sogar ein Eintel mehr gab: nach Italien. In einem Vierteljahrhundert Bundesliga (nicht einem Drittel) finden sich viele weitere Beispiele dafür, daß es die Spezies der Fußwerker bauernschläuemäßig und intelligenzquotenhaft nicht nur mit jedem Handwerker, sondern auch mit den vielen sportbegeisterten sogenannten Intellektuellen aufnehmen kann, die sich da manchmal schämen, für ein solch vermeintlich rohes Gekicke offen Begeisterung zu zeigen. Vor allem philosophisch überzeugt die Bundesligazunft seit jeher.

Lothar Emmerich, der unvergessene Emma, definierte schon vor 20 Jahren messerscharf das Erfolgsrezept für einen guten Kick: „Abschuß und Einschlag im gleichen Moment, dat wolln die Leute sehn.“ Wer außer einem Fußballer aus Einsteins Heimatland kann Raum und Zeit so effektiv aufheben und die Dimensionen ignorieren?

Emma selbst war schon bei der Weltmeisterschaft 1966 zur Tat geschritten. Mitstürmer Siegfried Held, der ebenso unvergessene Sigi, führte das Leder im Duell mit Spanien. „Sigi, gib mich die Kirsche“, befahl der aus Raum und Zeit freigelaufene Emma – Sigi gehorchte und Emma rammte die Kirsche fast von der Auslinie – Abschuß und Einschlag im gleichen Moment – hoch oben in Iribars Iberernetz.



Die „schrecklichen Zwillinge“: Sigi Held und Lothar Emmerich. Mit beiden Spiel-Brüdern ist der erste Europapokalerfolg einer deutschen Mannschaft im Jahre 1966 verbunden. „Das dritte Bein von Held“ nannten britische Zeitungen nach dem Halbfinalsieg der Dortmunder Borussia über die Glasgow Rangers die „linke Klebe“ von „Emma“ und taufte das Duo „the terrible twins“. Wenig rühmliches ist dagegen von den Cebinac-Zwillingen zu berichten. Als der Kölner FC den Jugoslawen Sirdan Cebinac verpflichten wollte, schickte er seinen Bruder Zvezdan, der mit dem Nürnberger Club in der Saison 67/68 Meister geworden war, zum Probetraining nach Köln. Jedenfalls erzählt man sich diese Version beim FC, der mit den Leistungen „seines“ Jugoslawen anschließend überhaupt nicht zufrieden war. (Foto: Horst Müller)

Emmas Erklärung danach: „Ich habe nicht blind draufgeknallt, sondern instinktiv die Lage gepeilt und den richtigen Winkel gewählt.“ Man erkennt unschwer, daß auch Emma ohne geistige Vorarbeit nicht in der Lage gewesen wäre, solchermaßen schießeinzuschlagen. Man achte aber auch auf die Terminologie „richtiger Winkel“. Was hat uns Herr Emmerich sagen wollen? Abschlußwinkel Fuß? Einschlagwinkel Tornetz? Er hat es bis heute nicht verraten und behält dieses kleine Geheimnis für sich. Wahrscheinlich ist jedoch, daß er den geometrischen Grundsatz, wonach im gleichseitigen Viereck des Fußballtores Einfallswinkel gleich Ausfallswinkel sein muß, zielgerecht in die Praxis umgesetzt hat.

Was aber wirklich das Geheimnis des großen Fußballs sei, darüber hat uns einige Jahre später ein großes Wort von weitreichender Allgemeingültigkeit aufgeklärt. Bernhard Dietz dozierte einmal, man müsse nur „im richtigen Moment in geeigneter Weise vor den Ball treten“. Neben Raum und Zeit enthält die Definition des energiestrotzenden Ex-Schmiedes Dietz auch noch die Modalität: „In geeigneter Weise“ – könnte es in einem Fußball-Lehrbuch präziser stehen?

„Kennen Sie Omo?“ wurde in den 50er Jahren der Dürener Profiboxer Peter Müller, unvergeßlich als „de Aap“, im Zuge einer Waschmittel-Prominenten-Aktion gefragt. „Klar“, meinte Müller, „den schlag ich in der 3. Runde k.o.“ Es ist schlechterdings undenkbar, daß eine solche momentane Fehlinterpretation einem Fußballer passieren könnte. „Omo?“ – „Dem spiel' ich den Ball glatt durch die Beine“, nein, auch der bekannte Schriftsteller Toni Schumacher hat ähnliches nicht einmal dem angepöfften Kickkollegen Omo Thon als vermeintlich dümmsten Bundesligaspieler zugebraut. Und Toni muß es wissen, er wußte schon 1982 die geeignete Antwort auf die Frage „Kennen sie Battiston?“

Ehrlichkeit, Selbstkritik, Betroffenheitsbekenntnisse – all das ist, noch bevor die deutsche Kultur in den achtziger Jahren von Glaubwürdigkeitswellen und Selbstbekenntnistrends heimgesucht wurde, im Fußball eine Selbstverständlichkeit gewesen. Welches sein persönlich größtes Problem sei, wurde einstmals Wolfgang Overath jefraacht: „Mein rechter Fuß“ lautete die spontane Antwort. Ist es vorstellbar, daß ein Philosoph antwortet: Meine rechte Gehirnhälfte? Oder daß Strauß sagte: die Linke? Nein!

Auch Konservatismus und ein autoritärer Führungsstil sind, ent-

gegen vielen Verleumdungen, Sache der Kicker nicht. Hieß es bei Herberger noch schlicht „Der Ball ist rund“, dynamisierte Trainer Dettmar Cramer (der „Fußballprofessor“) später das Problem im Wandel der Zeiten: „Der springende Punkt ist der Ball.“ Kollege Fußball-Oberlehrer Max Merkel erläuterte die Beweglichkeit der Lederkugel noch gewagter: Die DFB-Oberen, allen voran ihr Präsident Hermann Neuberger, „glauben doch, der Ball springt, weil da ein Frosch drinsitzt“. Beleidigung? Verleumdung? Nichts dergleichen, der Deutsche Fußballbund hat diese Behauptung bis heute nicht dementiert. Das ist praktizierte Eigenkritik des DFB.

Wer soviel in der Weltgeschichte herunkommt wie unsere Nationalkicker, der weiß sich draußen in der Internationalen Politik zu behaupten. 1978, man rüstete zur Weltmeisterschaft bei den argentinischen Foltergenerälen, wurden die Kicker gefragt, ob sie sich Gedanken machen über die Menschenrechtsverletzungen dort und ob sie keine Angst hätten. Kein Problem, meinte einer, „ich gehe sowieso nicht alleine raus aus dem Mannschaftsquartier“. Ein anderer konterte die lästige Folterfrage locker aus, indem er auf die anwesenden GSG 9 – Beschützer verwies. Nur Manfred Burgsmüller zeigte sich nicht so selbstbewußt und kritisierte fachfremd das Militärregime – deshalb mußte ein so hasenherziger Spieler wie er bekanntlich zuhause bleiben und das narrische 2:3 gegen Österreich am Bildschirm mitverfolgen.

Fußballspieler sind gebildete Menschen, höchstens durch aktuelle tagespolitische Ereignisse kurzzeitig zu verunsichern. 1976 erklärte der Homburger Trainer Uwe Klimaschewski eine Niederlage damit, seine Spieler seien halt alle Intellektuelle und hätten den Tod Maos in der Vorwoche geistig noch nicht verwunden.

Wie sehr bundesdeutsche Fußballer für kommunistisches Gedankengut ansprechbar sind, bewies schon früher Paul Breitner, der seine Ansichten, wenn auch leicht entpolitisiert, sogar in der Bildzeitung verbreiten durfte und seine maoistisch-antiautoritäre Lebenseinstellung mit dem Frankistenclub von Real Madrid in Einklang bringen konnte.

Als Mao Paule dann ging, kam Ewald Lienen, das langhaarige Gewissen der Zunft und politischer Kontaktmann zu den linken Liebhabern der Liga. Seit seinem Profiabschied im Sommer 1987 agitiert er (nur noch) bei den Amateuren des MSV Duisburg.

Dafür aber strahlt umso heller der Stern eines zwar weniger bekannten dafür umso erstaunlicheren Kickers. Volker Ippig, Torhüter des FC. St. Pauli, wohnte lange in den besetzten Häusern der legendären Hamburger Hafensstraße und verlängerte 1986 seinen Vertrag brieflich aus dem fernen Nicaragua, wo er die Spielpause zur Revolutions-Unterstützung nutzte. Kein Wunder, daß es unter den Fans am Hamburger Millerntor auch einen schwarzen Block gibt.

Solche einzelnen Highlights aber sind nur das Fleisch am stabilen Knochengerüst eines Vierteljahrhunderts Bundesliga. Viel weitreichender ist hierzulande die wegweisende Bedeutung kickerischer Entwicklungen für den gesellschaftspolitischen Bereich. Der Soziologe Norbert Seitz versuchte 1987 in seiner Schrift „Bananenrepublik und Gurkentruppe“ die „nahtlose Übereinstimmung von Fußball und Politik“ zu belegen. Ständige Parallelen, behauptete er, durchzögen die Geschichte. Passenderweise wurde die Bundesrepublik gerade in der Wirtschaftswunderzeit Weltmeister; miefig und strebsam war der Kämpferfußball, solange Adenauer das Bonner Regierungsamt besetzt hielt; erst als die Sozialliberalen „mehr Demokratie wagen“ wollten, kam die Zeit der Techniker und Individualisten Netzer, Overath und Beckenbauer; und seit der Bonner Wende werde wieder Kraftfußball gebolzt – auf dem Platz der Pfälzer Briegel, auf dem Thron sein Landsmann Kohl (Oggersheim). Doch die Thesen von der sportlich-politischen Gemeinsamkeit greifen zu kurz. In Wahrheit war die fußballerische Entwicklung geradezu richtungsweisend und allein verantwortlich für den Gang der Dinge. All dies ist doch kein Zufall: so blühte die deutsche Wirtschaft erst nach dem Berner 3:2 so richtig auf, und kaum hatten die deutschen Kampfpfänger Rahn & Co die ungarischen (!) Filigrantechniker so vorbildhaft überrollt, trat die Bundesrepublik der Nato bei. So sagte erst Herberger „Der nächste Gegner ist der schwerste“ und gab Adenauer damit für eine politische Uminterpretation das Stichwort: „Die Lage war noch nie so ernst.“

Niemand hat bereits kurz nach dem Krieg vorhergesehen, welche Bedeutung die Wirtschaft für den Fußball einmal haben würde – niemand außer dem unvergeßlichen „Chef“ Herberger: „Die BMW's machen unseren Fußball kaputt“, warnte er damals eindringlich. Indes, Herberger meinte nicht die Münchner Nobelflitzer, sondern Bäcker, Metzger und Wirte, die den sportlichen Ehrgeiz der Nachkriegskicker mit Broten, Buletten und Bierchen anzu-

stacheln versuchten. Konnte jemand weiser die Entwicklung im Fußballsport prophezeien, zu Sponsorentum, Trikotwerbung, zu Leibeigenschaft der Spieler von allmächtigen Wirtschaftsbossen? Die totale Ökonomisierung unserer Gesellschaft – sichtbar wurde sie schon, als die ersten Bälle über die neuen Republikrasen rollten.

Richtungsweisend auch jener unvergeßliche Streit: Heinrich Lübke, der vergebliche Bundespräsident, befand 1966 gegen 60 Millionen deutscher Fußballexperten, das dritte Tor von Wembley, das den Titel und damit ein zweites Wirtschaftswunder verhinderte, sei eindeutig drin gewesen. Bald danach, glücklicherweise noch vor der nächsten WM in Mexiko, trat Lübke vorzeitig zurück.

Die Kirchen wurden allmählich leerer, seit Gottes Einzigartigkeit angezweifelt wurde. Zeichen setzte auch hier der Fußball. 1954 war des Radioreporters Aufschrei „Toni, Du bist ein Fußballgott“ schon ein blasphemisches erstes Fanal, dann setzte mit den Bundesligafans von Schalke 04 der Umschwung endgültig ein. „An Jesus kommt keiner vorbei“ war als geflügeltes Wort in der Gelsenkirchener Glückauf-Kampfbahn zu lesen, mit dem lästerlichen Zusatz freilich „außer Libuda“.

Heute versucht die katholische Kirche zu retten was zu retten ist – sonntags soll nach dem unsportlichen Wunsch der Bischöfe am besten gar nicht mehr gekickt werden, und in einem holländischen Dörfchen versucht der Herr Pfarrer neuerdings per Bandenwerbung die Fußballfans für einen Gang in die Gemeindekapelle zu bewegen: Nach dem Spiel ist in der Kirche. Spielte die Bundesliga immer sonntags, der Atheismus wäre in der Bundesrepublik längst Staatsreligion.

Auch in neuerer Zeit blieb die Bundesliga Vorbild. Am exakt gleichen Tag, als Berti Vogts (CDU) zum letzten Mal seine von allen Ligastürmern gefürchteten Eisenstollen von den Lederstiefeln schraubte, betrat Bertis Parteifreund Carstens mit seinen Wanderstiefeln die Villa Hammerschmidt. Und ohne die bundesdeutsche Fußballnationalmannschaft hätte die FDP den Wende-Weg wahrscheinlich nie gefunden. Derwalls Buben bewiesen 1982 taktische Durchtriebenheit par Excellence im Skandalmatch gegen die großdeutschen Österreicher, und kurz darauf eröffnete die Machtelite in Bonn ihr abgekartetes Spielchen. Klaus Bölling analysierte damals: „Ein Teilnehmer berichtet, daß Walter Scheel neulich Genscher mit einem Fußballer verglichen hat, der unentwegt vor dem gegne-

rischen Tor dribble und auf ein Foul warte, um sodann einen sicheren Elfmeter schießen zu können."

Gijon – Gibon – Bonn. Kanzler Kohl bedankte sich bei den National-Füßlern Rummenigge & Co vier Jahre später in Mexiko inniglich mit seinen feuchten Männerküssen nach der Niederlage gegen Argentinien. Und schließlich wurde Franz Beckenbauer Teamchef, bevor Franz-Josef Strauß Ende 1990 Bundeskanzler wurde. Ein Ende dieser Entwicklung ist momentan nicht abzusehen.

Im übrigen ist, wen mag es noch überraschen, der Fußball auch international Schrittmacher für die scheinbar „große“ Politik. Erst als Dynamo Kiew und dann die sowjetische Nationalmannschaft mit glasklarem Offensivfußball für Furore sorgten, traute sich auch Gorbatschow mit seinem Glasnost nach vorn. Mitterands französische Sozialismus-Variante erfreute sich nur solange der Gunst der Massen, wie Platinis Equipe tricolore zauberte. Weil Englands Länderteam erfolglos blieb über viele Jahre, war Maggi Thatcher die verdiente Quittung, die zur Kompensation unerfüllter Glorie der einzigen Weltmacht ihre Untertanen sogar auf die Falklands schickte, um nationale Größe in blutigem Ersatzfußball zu demonstrieren. Und in Nicaragua kommt die Revolution nicht richtig voran, weil es einer vorbildhaften Sandinista-Elf ermangelt. Das wäre eine lohnenswerte Aufgabe für Rudi Gutendorf, wenn der nicht CDU-Parteigänger wäre.

Fußball ist die treibende Kraft dieser Welt, das lederne Spielzeug der Schrittmacher für den Herzschlag aller Dinge. Auch die deutsche Sprache (und die Kulinarik) entwickelten sich von Bundesligaspieltag zu Bundesligaspieltag weiter. Gab es zuvor „Schokoladenseiten"? Oder „Bananenflanken"? „Gurkentruppen"? Können Klempner „Räume dichtmachen"? Oder Safarijäger „Abseitsfallen" bauen? Mechaniker für die neuerdings so geschätzte „Feinabstimmung" sorgen? Nein, dafür sorgt allein die Kickerei. Oder dies: Was ist schon ein Dachdecker gegen einen Manndecker?

Die Fußballsprache bereichert mittlerweile sogar den ohnehin schon reich bestückten Sprachschatz unseres Bundeskanzlers. Nach einer Landtagswahl analysierte Kohl erhebliche CDU-Stimmenverluste mit den historischen Worten: „Wir haben eine Niederlage errungen."

Niemand kann sich der Faszination dieses Sports entziehen. Rhetorikprofessor Walter Jens ist samstags ein regelmäßiger Acht-

zehnuhrfünf-Mensch, auch Grünen-Fundi Thomas Ebermann ist dem (kapitalistischen) Leistungstreiben auf dem grünen Rasen hochgradig verfallen – obwohl er behauptet, im bundesdeutschen Fußball sei „früher vieles viel viel besser" gewesen. Charly Dörfel etwa, sagt Ebermann, sei ein Hans Moser an der Außenlinie gewesen. (Heute kann man selbst Michael Rummenigge nicht mehr mit Thomas Gottschalk vergleichen.) Dany Cohn Bendit, der Studentenauführer, erklärte sogar, nach der Revolution wolle er nur noch als Sportreporter arbeiten.

Fußball bietet Freiheiten wie sonst kaum ein Lebensbereich in diesem unserem Lande. Sogar Raum für Genialität. Eine „absolute Sachfrage" ist für Günter Netzer folgende Selbsteinschätzung: „Manchmal habe ich alles falsch gemacht, Schußtechnik, Bewegungsablauf, alles – und trotzdem ging der Ball ins Tor. Gerade dann, wenn es nicht mehr möglich war, habe ich immer was Tolles gemacht." Netzers gestrenger Lehrer Hennes Weisweiler wußte gar Autorität mit Anarchie zu vereinen. Der wahrhaft begabte Spieler sei der, „der mit lustvollem Herzen alle Fesseln sprengt und sein persönliches Ich ausspielt"!

„Ein Spiel dauert immer 90 Minuten" hatte früher Sepp Herberger nachgezählt. Bei dieser Erkenntnis ist die Fußballwelt nicht unreflektiert stehengeblieben. Heute gibt es die „Eigene Gesetze des Pokals", nach denen, so der Paragraph 2, Absatz 1, „ein Spiel nicht immer 90 Minuten dauern muß". Helmut Poppen von Radio Werder Bremen, einer der beliebten Spiele-Vermittler, hat die große Herbergersche Erkenntnis kürzlich sogar mit wissenschaftlicher Empirik weitergedacht: „Die Erfahrung lehrt", faßte der Hörfunker lange Jahre seines Schaffens zusammen, „daß ein Fußballspiel nicht nach der ersten Halbzeit zuende ist".

Aber meinetwegen könnte der Mann auch unrecht haben, denn dann würden Helmut Poppens Fernsehkollegen demnächst schon um 17 Uhr mit der Sportschau beginnen können. Und Wieben, und Hofer, und die Nachfolger von Kalle Köpcke könnten von mir aus ihre 18 Uhr-Nachrichten bis weit nach Mitternacht herausposaunen.

- Günter Netzer (Genialist): „Es ist im Fußball ja so ...“
Petar Radenkovic (Radi): „Radi“
Wolfgang Overath (Kölle): „Katinchen“
Franz Beckenbauer (adeliger Strohmann): „Jo, mei, Maggi mog i“
Holger Osiek (bürgerlicher Bundestrainer): „Ich bin des Kaisers neues Kleid“
Matthias Herrgott (Irdische Pässe): „Ich bin ein Bayer“
Herbert Waas (Aspirin Leverkusen): „Ich bin ein Bayer-Bayer“
Gerd Müller (Schenkel): „Tor machen“
Eike Immel (Fäuste): „Parade machen“
Horst Hrubesch (Ungeheuer): „Kopfball machen“
Pierre Littbarski (Kölle): „Tunnel machen“
Rüdiger Abramczik (Flankengott): „Flanke machen“
Bernd Förster, Horst-Dieter Höttges, Detlef Pirsig, Katsche Schwarzenbeck: (Sensenmänner): „Beinschere machen“
Uli Hoeness (Bruder von Dieter): „Geld machen“
Fan (Stehplatz): „Gegner kaputtmachen“
Fan (Sitzplatz): „Toooooor“
Fan (Ehrenloge): „Tor“
Klaus Fischer (Sturm): „Ballaballa“
Lothar Matthäus (Drang): „Ja“
Ewald Lienen (Linksaußen): „Nein“
Andreas Brehme (-): „Äh“
Alle zusammen (Bundesligajubiläumschor): „Null zu Null – es hätte auch umgekehrt ausgehen können“

Der „Freistoßkönig“ oder: Die Nutzlosigkeit der Mauer

Antonin Panenka, vielfacher tschechischer Nationalspieler, wechselte im Frühjahr 1981 von seinem Stammklub Bohemians Prag zum österreichischen Rekordmeister Rapid Wien. Insgesamt 23 Jahre hatte der gelernte Maschinenschlosser bei diesem Prager Verein gewirkt. Mit der Nationalmannschaft der CSSR war er 1976 in Belgrad Europameister geworden. Im Finalspiel wurden die soliden Fußballhandwerker der BRD im entscheidenden Elfmeterschießen besiegt. Mit geradezu unverschämter Kühnheit hatte Panenka damals als letzter Schütze den Ball mitten auf das Tor gehoben, wohl wissend, daß der gegnerische Tormann alles riskieren mußte und auch umsonst ins linke Eck gesprungen war. Sein verwandelter Elfmeter bedeutete den Sieg und war ein Hinweis auf das Repertoire des Meisters, dessen Vielfalt das Publikum in den folgenden Jahren staunend bewundern konnte.

Rapid Wien, wegen der traditionellen Klubfarben von den Zuschauern liebevoll die „Grün-Weißen“ genannt, war seit Ende der sechziger Jahre österreichisches Mittelmaß geworden und hatte seinen einstigen Ruhm mehr oder weniger verspielt. Im Jahre 1898 als „Erster Wiener Arbeiterfußballklub“ gegründet, war Rapid einer der erfolgreichsten und berühmtesten österreichischen Fußballvereine. Die Chronik der Klubgeschichte verzeichnet triumphale Erfolge, gewiß auch schmerzliche Niederlagen, und erzählt von berühmten Spielerpersönlichkeiten der letzten neunzig Jahre: „Bimbo“ Binder, Max Merkel, Walter „Tiger“ Zeman, Ernst Happel – „da Weltmasta“, Gerhard Hanappi, Franz Hasil, Gustl Starek und Johann Krankl – um nur eine kleine exklusive Auswahl zu treffen – waren in ihren Glanzzeiten Rapidler der Extraklasse. In der Erinnerung der Fans haben diese Spieler, ob genial oder nicht, darüber läßt sich trefflich streiten, sozusagen Unsterblichkeit erlangt.

Das kollektive Gedächtnis erzählt zuallererst vom Einzelnen und setzt ihm ein gebührendes Denkmal. Triumph und Tragik der

Mannschaft hatten und haben stets auch einen konkreten (Fußballer-)Namen.

Außerdem erinnerten am Beginn des Wiener „Panenkazeitalers“ historisch gebildete Fußballexperten daran, daß der erste wirkliche Rapidstar um 1920, Josef Uridil, ebenfalls ein Tscheche, oder, wie der Wiener Volksmund zu sagen pflegt, „a Behm“ gewesen war. Diese Namensgebung der berühmten Wiener Gemütlichkeit ist ausnahmsweise einmal nicht böse, sondern durchaus freundlich – nachbarschaftlich gemeint. Es ist ein offenes Geheimnis, daß viele der besten und berühmtesten österreichischen Fußballspieler der Zwischenkriegszeit tschechischer Herkunft waren. Ein kurzer Blick auf die zeitgenössischen Mannschaftsaufstellungen genügt, um diese spezifische Fußballkultur erahnen zu können. Fast vergessen hingegen sind die berühmten Spieler der jüdischen Fußballvereine dieser Zeit. Welcher Fußballhistoriker, der ernstgenommen zu werden wünscht, kennt nicht Bela Guttmann, der damals in Wien seine internationale Karriere begann. Doch das ist eine andere, schwierigere Geschichte.

Mit Antonin Panenka begann 1981 langsam, aber sicher ein neuer „grün-weißer“ Fußballfrühling und dieser stellte die neuerwachte alte Liebe zum Verein für die nächsten Jahre auf eine solide Basis. Die Skepsis wich stetigem Vergnügen und das Zuschauen stand quasi unter einem einzigen Motto: „Gemma Panenka schau“. Seine langen Pässe, seine Treffsicherheit bei Freistößen, sein Spielwitz und Ballgefühl, vermischt mit einer erfrischenden Unernsthaftigkeit, die er an den Tag legte, wurden alsbald mit dem Prädikat „genial“ bedacht und mit einer gewissen Selbstverständlichkeit hingenommen. Jene leicht lächerliche Arroganz heimischer Fußballergrößen war für ihn keine Notwendigkeit, um öffentliche Aufmerksamkeit zu erreichen. Sein Ruhm resultierte aus seiner exzellenten Spielweise und aus der Nähe zu den Fans. Zeit schien er immer reichlich zu haben, egal ob er als Letzter das Spielfeld betrat oder verließ, seinem Publikum schenkte er nicht nur unvergeßliche Spiele und Autogramme, sondern auch öfters seine gesamte Spielausrüstung.

Daß Rapid Wien in den folgenden Jahren wieder österreichischer Meister und Cupsieger wurde, und auch international mehr als nur eine Runde der diversen europäischen Fußballwettbewerbe überstand, war wesentlich sein Verdienst.

Das Schauspiel dauerte wie immer nur einen Augenblick. Der Schütze nahm einen kurzen Anlauf, zwei, drei Schritte. Der Tormann im knallgelben Pullover blieb unbeweglich auf der Linie stehen. Nicht den Funken einer Chance auf erfolgreiche Abwehr hatte er in diesen Sekunden. Der äußerst raffiniert geschossene Ball senkte sich unhaltbar hinter ihm ins Netz. Kopfschüttelnd und wütend holte der Tormann den Ball aus seinem Gehäuse und verweilte schuldlos in seiner Erfolgslosigkeit.

Bei den Spielern des SC Rapid wiederholte sich jahrelang stets das gleiche Ritual. Wenn in Nähe des gegnerischen Strafraums auf Freistoß für die „Grün-Weißen“ entschieden wurde, hatte Antonin Panenka seinen berühmten und gefürchteten Auftritt. Während das Publikum ihn lautstark als Schützen reklamierte, betrachtete es mit steigender Spannung die Zeremonie ihres „Freistoßkönigs“. Angesichts vergangener imperialer Nationalgeschichte war diese rasch erfolgte Krönung eher noch eine Untertreibung, denn für Künstler seiner Klasse wäre auch die Auszeichnung „Kaiser“ keine Übertreibung, geschweige denn verbotene legitimistische Wiederbetätigung gewesen.

Die Zeremonie des direkt geschossenen Freistoßes bestach durch ihre Perfektion und die Typologie ihrer Wiederholung. In solchen Spielsituationen war der Ablauf des unmittelbaren Geschehens mit geringen Abweichungen stets derselbe.

Der Tormann ahnte bereits, was in kurzer Zeit auf ihn zukommen würde und verbreitete Hektik. Laut schreiend, wild gestikulierend und nervös zwischen den Torstangen hin und her laufend, versuchte er sechs oder sieben seiner ängstlichen Verteidiger dazu zu bringen, eine undurchlässige Menschenmauer zu bilden. Er selbst lauerte dann sprungbereit auf der Torlinie. Gelassen, die Hände in die Hüften gestützt, scheinbar teilnahmslos wartete der Zeremonienmeister auf seine Vorführung. Mit stoischer Ruhe legte er sich den Ball zurecht, flüsterte mit einem Mitspieler, was aber nichts zu sagen hatte und eher zur Ablenkung des Gegners geschah.

Die lebende Mauer stand oder wurde wieder ein Stück nach vorne, nach rechts oder links, nach hinten verschoben. Man hatte den Eindruck, hier wird mit untauglichen Mitteln der Versuch unternommen, etwas zu verhindern, etwas eigentlich nicht zu verhindern war. Die Ausführung des Kunststückes sollte wie immer nur einen Augenblick dauern, und versprach schon in der Anlage ein Erfolg

zu werden. Eine gewisse Spontaneität wohnte dieser Aufführung inne. Das Moment der Überraschung war entscheidend.

Panenka nahm einen geringen Anlauf und zirkelte den Ball präzise und reichlich angeschnitten in eine der oberen Ecken als gäbe es weder Tormann noch Mauer. Im Aufschrei des Publikums offenbarte sich die ganze Begeisterung der versammelten Runde. Die rechte Hand zur noblen Triumphgeste erhoben, umringt von seinen Mitspielern, lief der Torschütze langsam davon. Das Publikum applaudierte noch immer, begeistert von dem, was es schon oft erleben durfte. Freistöße der Marke Panenka aus dieser Entfernung galten bereits als sichere Rapidtore.

Verfehlten diese Freistöße ihr Ziel um wenige Zentimeter oder trafen sie nur die Latte oder den Pfosten, konnte man sich noch immer damit trösten, daß der Meister mit seinen Schüssen Pech gehabt hatte. Und sollte deswegen einmal eine Niederlage der Mannschaft der Lohn für die ganze Anstrengung gewesen sein, dann war sie ausschließlich ein unglückliches Ereignis.

„FC Panenka“ schrieb die französische Sportpresse, als der FC Nantes im Europokal der Landesmeister 1983 beinahe im Alleingang vom tschechischen Wunderspieler besiegt wurde. Frankreichs Fußball galt nach der Weltmeisterschaft 1982 als richtungsweisend: offensiv, attraktiv und modern.

Von vier für den Aufstieg notwendigen Toren erzielte Panenka zwei durch Freistöße und eines durch einen satten Schuß aus 18 Metern Entfernung, wobei das zweite Freistoßtor wohl zu den wertvollsten und skurrilsten seiner Karriere zählte. Nach knapp einer halben Stunde Spielzeit hatte der FC Nantes den Vorsprung vom ersten Spiel beinahe aufgeholt. Doch der Ballkünstler aus Prag sorgte im entscheidenden Moment für die Korrektur des Resultats. In der 39. Minute wurde auf Freistoß zugunsten Rapids entschieden. Die Schußposition war nicht gerade die günstigste. Die Franzosen, gewarnt von leidvollen Wiener Erfahrungen, bauten konzentriert eine lange, ihrem Verständnis nach undurchdringliche Mauer.

Panenkas erster Schußversuch wurde vorzeitig von einem ihm entgegenschlagenden Verteidiger gestoppt. Der zweite kurze Anlauf endete wie der erste. Derselbe Franzose versuchte sich wieder in der Kunst der Irritation. Der dritte Versuch blieb der letzte. Leicht vom Kopf eines Verteidigers abgefälscht, senkte sich der mit unnachahmbarem Gefühl angeschnittene Ball unhaltbar ins gegnerische

Tor. Panenkas späteres Eingeständnis, daß er eigentlich flanken wollte, machte ihn nur noch beliebter.

In den Kommentaren der einheimischen Sportpresse entwickelte sich zu jener Zeit eine merkwürdige, aber ernstgemeinte Diskussion, in der schnell die tiefsinnige Frage – „Ist die Mauer abbruchreif?“ – den runnig gag bildete. Die klassische Mauer war ins Gerede gekommen. Die Sicht des Tormanns, die Beeinträchtigung des Schußwinkels und die Abschirmung des Tores könne durch diese Abwehrkonstruktion nicht erfolgreich verbessert werden, konstatierten mit gewisser Verwunderung die berufenen Experten. Ganze Legionen von Abwehrchefs und Torhütern der einheimischen Bundesligavereine bereicherten durch ihre oft leidvollen praktischen Erfahrungen die Debatte. Neue Mauermodelle der „offenen Art“ wurden anscheinend nur heimlich im Training geübt, während in den Spielen niemals der innovative Mut zum Vorschein kam, auf diese konservative Abwehrkonstruktion zu verzichten. Am Ende war man der einhelligen Meinung, daß der hohen Freistoßkunst des Herrn Panenka nichts entgegengesetzt werden könne.

Der „Freistoßkönig“ machte kein Geheimnis daraus, daß ihn bei der Ausführung seiner Schüsse eine Menschenmauer nicht im geringsten irritieren könne. Keine Mauer der Welt kann so perfekt sein, daß ein Präzisionsschütze seiner Qualität nicht doch die entscheidende Möglichkeit entdeckt, den Ball im Tor unterzubringen. Die verteidigende Mannschaft befand sich in einer nahezu aussichtslosen Position. Der Mauerbau wurde zudem immer öfter gezielt behindert. Gegnerische Spieler drängten sich mitten in die Mauer, brachten sie durch das Herauslaufen im richtigen Moment zum Einsturz und öffneten für den Schützen freie Schußbahnen. Manchmal hatte Antonin Panenka damit zu kämpfen, daß die „Mauermänner“ lästiger wurden. Der vorgeschriebene Abstand von 9,15 Meter wurde niemals eingehalten. Nicht selten passierte es, daß der Mutigste sich ihm entgegenwarf, noch bevor Panenka seinen Schuß abgeben konnte. Doch auch solche Störmanöver erwiesen sich als nutzlos. Der Gedanke an den Mauerverzicht erwies sich letztlich als Utopie.

Während seiner Wiener Jahre waren die Tore des „Freistoßkönigs“ meistens die siebringenden Geschenke für die verschworene Rapidfamilie. Bei drohenden Niederlagen waren seine Freistöße der letzte Hoffnungsschimmer, den Untergang der Mannschaft und

die schmerzvolle Enttäuschung des Publikums noch einmal abzuwenden.

Panekas Schußpräzision ermöglichte auch das direkte Verwandeln von Eckbällen; daß er der sicherste Elfmeterschütze der Mannschaft war, verstand sich auch in den heikelsten Spielphasen. Panenka war ein Meister jeder Standardsituation. Seine Distanzschüsse aus dem Spielfeld ließen ihn endgültig zum Schrecken aller Torleute werden. Die Umgebung des gegnerischen Strafraums war das Terrain seiner perfekten Volley-Schüsse.

Nur von den spektakulären Toren des Pragers zu erzählen, wäre die halbe Geschichte. Rapids sportlicher Niedergang der siebziger Jahre war nicht zuletzt auch eine Misere des Mittelfeldspiels. Die Kopflosigkeit in dieser Region war nicht zu leugnen. Der Spielgestalter, der Regisseur, der „Einfädler“, der sich spielerisch seine Hegemonie im Mittelfeld eroberte, war selten geworden. Die Ursache der Mittelmäßigkeit vieler österreichischer Vereine war das Fehlen derartiger Spielerpersönlichkeiten. Es überwog der „brave“ Arbeiter in der Stammformation, der verlässliche Allrounder im Mittelfeld mit großem Aktionsradius und mäßiger Technik. Sein Spielverständnis war defensiver Prägung und seine Laufarbeit mehr als ausreichend. Als herausragender Individualist trat er jedoch nicht in Erscheinung. Seine Bedeutung als Leistungsträger innerhalb der Mannschaft lag in der Beständigkeit.

Der Spielgestalter zeichnet sich durch andere Fähigkeiten aus. In den seltensten Fällen ist er der legendäre „Kämpfer“. Sein Ruhm resultiert aus künstlerischer Improvisation. Er entwirft die Spiele, entwickelt sie und erzwingt spielentscheidende Situationen. Das Fußballfeld wird zur Arena für eine Inszenierung: variantenreich, überraschend und eindrucksvoll in der Gesamtstruktur. Die Einfälle des Spielers, seine kontrollierten Spielzüge und seine Aufmerksamkeit machen ihn zum Strategen des Teams. Seine Gelassenheit und seine Übersicht entfachen jene Begeisterung, die Kurzweil aufkommen läßt. Der weite, im richtigen Moment geschlagene Paß in den freien Raum erleichtert den sogenannten „Torjägern“ wesentlich ihre Erfolge. Unzählige Generationen dieser einsamen Kurzstreckenläufer leben von den Geschenken der Fußballkünstler aus dem Mittelfeld.

Das Spektakuläre eines Spielers ist dem Regisseur zu verdanken; der seltene Ausbruch aus der Banalität des Fußballspielens ist sein

Verdienst. Fußballregie ist auch eine rebellische Verteidigung des Individuellen im Spiel des Kollektivs. Das Publikum ist jedesmal aufgefordert, am Schauspiel des Künstlers und an seiner Besessenheit teilzunehmen.

Antonin Panenka verkörperte wie kein anderer Rapidspieler jener Zeit diesen viel gepriesenen Spielertypus. Mit der Gelassenheit eines Flaneurs entwickelte er sein Spiel und das der Mannschaft. Er war der glanzvoll lässige Mittelpunkt jenes Rapid-Ensembles, das inzwischen längst auf Erfolgskurs segelte. Panenka war der spektakuläre Match-Winner und hatte das Publikum stets auf seiner Seite. Nannte ihn die Sportpresse „lauffaul“, so war das Ausdruck eines falschen Dogmas, ein Fußballspieler müsse sich bei einem Spiel neunzig Minuten lang bewegen. Der Prager entschied durch effiziente Kurzauftritte das Spiel. Da reichten des öfteren zehn Minuten voller Hingabe aus, um die restliche Spielzeit vergessen zu machen. Der Ausspruch, „da Behm rennt net aber er trifft“ ist an Liebenswürdigkeit und Genauigkeit fürs Wesentliche nicht zu überbieten.

Im Frühsommer 1985 ging die Ära des „Freistoßkönigs“ bei Rapid zu Ende, was auf sein hohes Fußballalter zurückzuführen war. Die Zuschauer haben ihn bis heute nicht vergessen, was sich spätestens dann manifestiert, wenn bei Freistößen Sprechchöre laut werden, die nach Panenka verlangen. Auch das Mittelfeldspiel der Mannschaft provoziert Kritik. Auf den langen Paß wartet man manchmal vergeblich und erinnert sich sofort an Situationen, wo solche Zuspiele reihenweise produziert wurden. „Da Behm fehlt“ vermerkt sentimental zum gegebenen Zeitpunkt der Zuschauer. Fußballer seiner Klasse sind immer seltener in den Mannschaften zu finden. Antonin Panenka war der Gestalter im Mittelfeld, den Rapid Wien jetzt wieder vergeblich sucht.

Nach seinen Wiener Jahren wählte er kurzzeitig die Schlachtfelder der Dritten Liga in der österreichischen Provinz zu Schauplätzen seiner Fußballkunst. Heute spielt Panenka, und das ist mehr als nur ein Symbol, zum Vergnügen und ohne zu trainieren für den traditionsreichen Fußballklub der Wiener Tschechen, bei Slovan HAC, der Sensationsmannschaft der Wiener Liga.

Dr' Wasen-Karle und der große MV

Nennen wir sie einfach Anna Scheufele, weil der Name nichts zur Sache tut. Anna Scheufele ist Telefongast in der Redaktion, immer dann, wenn dunkle Gewitterwolken über ihrem „Karle“ dräuen. Sie ist recht häufig am Apparat, weil es oft gewittert über dem Wasen, wo der „Karle“ zuhause ist und deshalb auch „Wasen-Karle“ heißt und, das muß man auch wissen, im Schwäbischen als Symbolfigur für den Widerstand gegen die Obrigkeit gilt. Dieser Karle ist einer, der sich vor nix und niemanden forcht, wie weiland die wackeren Sieben. Ja nicht einmal vor diesem so häufig grollenden Wettergott, der im Musterländle eine große Nummer ist: Gerhard Mayer-Vorfelder oder kurz MV, Präsident des VfB Stuttgart, Vorsitzender des Ligaausschusses im Deutschen Fußballbund und christdemokratischer Kultusminister.

Eine aufrechte Schwäbin, beteuert unsere Frau Scheufele stets, sei sie, Sozialdemokratin zwar, aber auch zahlendes Mitglied im Verein für Bewegungsspiele. Und gebildet ist sie außerdem. „Der Knabe Karl wird mir unheimlich“, zitiert sie eingangs gern Friedrich Schiller, den großen Dichturfürsten und meint doch nur den Geringeren, den „Beinah-Landesfürsten“ Mayer-Vorfelder, der wieder einmal den Karl Allgöwer geknechtet hat. Sei es, weil der einen Friedensaufruf unterzeichnet, für einen SDI-Protest geworben hat oder für die hessische SPD in den Wahlkampf gezogen ist. So sieht es die resolute Dame jedenfalls. Der Karle habe in den Augen der Wasen-Herren das falsche Parteibuch, argwöhnt sie, doch für sie zählt nur eines: „Mumm hot dr' Karle ällaweil me.“ Da hört man die Knöchel ihrer geballten Faust förmlich knacken. Und so wählt sie denn, wie viele tausend Stuttgarter auch, den Karle ein ums andere Mal zum Sportler des Jahres. In einer Protestwahl sozusagen.

Schwarz gegen Rot: Beim VfB Stuttgart gibt es außerhalb des Rasens kein aufregenderes Spiel, und auch keines, das in derart gesicherten Fortsetzungen aufgeführt wird. Es wird solange währen,

wie dieser Gerhard Mayer-Vorfelder sein Präsident und Karl Allgöwer sein Star sein wird. Dieser „Knallgöwer“, wie ihn die Boulevardpresse der Schlichtheit halber nennt, ist eine Reizfigur, spaltet die Fußballgemeinde im Schwabenland in Freunde und Feinde. Aber eben nur deshalb, weil der Antipode Mayer-Vorfelder mindestens genauso zum Streit einlädt. Keiner von beiden, weder der Minister noch der Kicker von der Schwäbischen Alb, ist zum Kompromiß geboren, beide verbergen hinter dem Dickschädel aber auch ein arg empfindsames Gemüt.

Aufgewachsen ist MV auf dem Lande, im alemannischen Waldshut. Dort, wo das gesellschaftliche Leben aus dem Apotheker und dem Amtsgerichtsdirektor bestand, die zusammen Tennis gespielt haben, dort hat der Sohn eines Oberregierungsrats sein Bedürfnis nach „Wärme, Nähe und Bezogenheit“ entwickelt. Ehrgeiz offensichtlich auch, denn als 26-jähriger schaffte er das juristische Staatsexamen als Drittbester von 200 Prüflingen. Zwanzig Jahre später, nach seinem Aufstieg zur Grauen Eminenz der Regierung Filbinger, überlegt er sich, daß sein Vater sich nicht hätte „träumen lassen, was einmal aus mir wird“. Und dann kommt da ein Kicker und mandelt sich auf, und deshalb ist der Knatsch immer so herrlich persönlich.

„Warum nimmt den Karle nicht endlich einmal einer richtig auseinander, mit seinen ganzen Widersprüchen“, wütet der Präsident. MV könne ja Schweigegeld bezahlen, wenn er „d'Gosch halda“ soll, knurrt der aufmüpfige Angestellte zurück.

Der Dauerstreit wird verständlicher, wenn man die Psychogramme der handelnden Personen weiterverfolgt, den politischen Zwist als deren Folge betrachtet. Ellenbogen und Hackordnung, beides fein aufeinander abgestimmt, mit einer Prise Darwinismus gewürzt, der Stärkere wird's überleben, das entspricht dem Weltbild der „kämpferischen Führungsperson“ (MV über MV). Gleichgültig, in welchem Chfesssel er gerade sitzt, ob im eleganten Vereinsheim auf dem Wasen oder im Kultusministerium. Dorthin hat er einst den Empire-Schreibtisch Filbingers verfrachtet – als Reminiszenz an ihn, seinen gefallenen Ziehvater, dem niemand solange die Treue gehalten hat, wie er, der Fallschirmspringer („riesig, die Kameradschaft im Biwak“), der sich selbst als Gralshüter konservativer Grundüberzeugungen sieht. Differenzierungen fallen so manchmal auch etwas holzschnittartig aus, zum Beispiel: Nach de-

mokratischen Grundsätzen kann man ein Volk führen, aber keinen Fußballverein.

Der 53-jährige versteckt den knochentrockenen konservativen Büchsenspanner Lothar Späths, den Oberleutnant der Reserve („das Visier runter und durch“) wirklich nicht, aber er verpackt ihn in den jugendhaften Charme des Populisten, dem Schulterklopfen die liebste Form der Annäherung ist. Bei Menschen, die er gewinnen will. Und dazu gehört dieser Allgöwer bei Gott nicht, der ihn lediglich einen Haufen Geld kostet. So um die 350.000 Mark im Jahr. Bitterböse funkeln da seine Augen, wenn er nur an ihn denkt, sofort fingert er nach einer der täglich vierzig Roth-Händle, weil ihm das Thema „granatenmäßig stinkt“. Nicht der Politik halber, versichert er mit Vehemenz, sondern des Geschäftsgebarens seines Angestellten wegen.

Karl Allgöwer, dieser Dickschädel mit all seinen Widersprüchen, fügt sich nicht in das Weltbild eines Ordnungspolitikers. Sich auf der Müllkippe ablichten zu lassen und über die umweltzerstörende Gesellschaft zu klagen und andererseits der „härteste Pokerer“ zu sein, der sich auch noch den verbilligten Mercedes in den Vertrag hineinschreiben lasse, das will ihm nicht in den Kopf. Er habe ihm mal einen Fiat 500 angeboten, erzählt MV, als standesgemäßen Untersatz für einen Rotgrünen, aber da sei er nur mitleidvoll angegrinst worden. Immerhin ist der Gescholtene ein Jahr lang mit dem Zug vom Wohnort Geislingen nach Cannstatt ins Training gefahren, gedacht als kleinen Beitrag gegen das Waldsterben. Aber dann hat die Bundesbahn die günstigen Züge gestrichen, und er ist wieder auf den Daimler umgestiegen, den jeder VfB'ler günstig leasen kann. Unaufgefordert schiebt er noch nach, daß er auch mit Golfspielen angefangen hat. „Wieder so ein Widerspruch für MV“, grient er.

Was Wunder, daß der ihn nicht mag, den Querkopf, und ihn deshalb am liebsten mit der Schubkarre an die Grenze gefahren hätte, damals nach der Weltmeisterschaft in Mexiko, als der Nationalspieler unbedingt ins Ausland wollte, aber an der Ablösesumme von zwei Millionen Mark scheiterte. Die Zöllner hätte er noch bestochen, daß sie den Kerl ja nicht wieder zurücklassen, zürnte Mayer-Vorfelder noch lange Zeit, ehe er zu Saisonbeginn 1987/88 einen „Schlußstrich“ unter den Dauerclinch ziehen wollte. Vielleicht könne man sich ja auf dem Nenner „ich halte seine Ansich-

ten für grottafalsch und er meine“ zu einer gedeihlichen Zusammenarbeit auf dem Rasen finden.

Das war damals wohl ähnlich, als der 18-jährige Sohn Karl aus der Kirche ausgetreten ist und dem Vater und dem herbeigeeilten Pfarrer erklärt hat, er für seinen Teil werde den Mißbrauch der Kirchensteuer nicht mitfinanzieren. Karl dachte an das Chile Salvador Allendes. Beides eine Ungeheuerlichkeit im Hause Allgöwer, wo sonst alles seinen geordneten Gang ging. Der Vater in die Fabrik, die Mutter an Karles Hosen, damit die auch Bügelfalten bekamen. Mit zwanzig ist er zuhause aus- und bei Freundin Magda eingezogen. Sonderschullehrerin ist sie und für den Kultusminister, ihren obersten Dienstherrn, die eigentliche Drahtzieherin, diejenige, die den Daumen auf die Verträge mit dem VfB hält. Dieses Bild spuke zumindest im Kopfe des Ministers herum, mutmaßt der alternative Kicker, weil seine „gleichberechtigte Partnerin“ eben keine von den „Vorzeige-Blondinen ist, die ein Fußballer offensichtlich haben muß.“

Der Auszug aus dem engen Elternhaus in Geislingen war für ihn nicht nur ein Ortswechsel, es war die Lösung von der Familie und ihrem Weltbild. Aus dem Karle sollte ein Büromensch werden, einer, der nicht aufmuckt, jeden Morgen brav um sieben mit der Aktentasche zur Arbeit tritt. Jeans hat man ihm verwehrt und den aufrechten Gang. Widerworte habe er sich nie erlaubt, erzählt das einstige Mustersöhnchen, bis er in seinem Zeugnis nach der Kaufmannslehre den Passus fand: Er bemühte sich nach Kräften. Damals ist ihm klargeworden, sagt er heute, „daß ich mit Jasagen nicht weiterkomme, daß ich mir nix mehr gefallen lasse.“

Das Bild des Rebellen, des Revoluzzers gar, wäre freilich ein falsches. Karl Allgöwer ist kein Ewald Lienen, der sich als überzeugter und überzeugender Polit-Profi verstand, kein Paul Breitner, der medienwirksam mit Mao und Peking-Rundschau kokettierte. Der „Wasen-Karle“ ist so schnörkellos wie er spielt, gradlinig, aber sehr wirkungsvoll, bei seinen Schüssen und seiner Schelte. Ein Nonkonformist ist er allemal, einer, der in dem autoritären System Berufsfußball auffällt, wo kein Widerspruch geduldet wird – nach dem Motto: Einmal einen klugen Satz gesagt, und schon bist du ein Querulant. Karl Allgöwer kennt die Gesetze seiner Branche.

Trainer Egon Coordes wußte damals schon, warum er den pflegeleichteren Asgeir Sigurvinsson zum Kapitän bestimmt hat und

nicht Allgöwer, der zwar seit 1980 beim VfB ist, aber für eine Spielergewerkschaft und die Abflachung des Gehaltsgefälles in der Mannschaft plädiert, in der der Ersatzmann nur ein Drittel des Stammspielers verdient. Auch Helmut Benthaus verhinderte seine Wahl. Einen wie ihn könne man „nach außen nicht vorzeigen“, begründete der feinsinnige Wahl-Schweizer. Auch Arie Haan, der weltläufige Holländer, setzte lieber auf Sigurvinsson.

Dabei kann der Friedensfreund durchaus folgsam sein am Arbeitsplatz. Bei Sundermann, erzählt er, habe er selbst bei 15 Grad minus klaglos in kurzen Hosen trainiert, nur weil der Trainer das so wollte, und er habe MVs Anweisung befolgt, bei Reisen nur noch in VfB-Uniform rumzulaufen. Selbst den SDI-Protest, den Jürgen Klinsmann und Rainer Zietsch mitunterschrieben hatten, hat er widerspruchslos aus dem Mannschaftsbereich entfernt. „Ich hänge hier auch keine CDU-Plakate auf“, hat ihn damals Mayer-Vorfelder angeherrscht, und der Linke hat genickt: „Jawoll, Herr Präsident, ich habe einen Fehler gemacht.“

Das Zugeständnis kann er machen, weil er weiß: das nächste Rückspiel kommt bestimmt. Bei der Begegnung in aller Freundschaft, gegen Lok Leipzig, war es zum Beispiel soweit: Karl hat in seiner neuen Rolle als Libero geblüht, die Fans in der Cannstatter Kurve haben ihm wieder einmal zugejubelt, 2:0 für den VfB. „Ein prima internationales Freundschaftsspiel haben wir gemacht“, grinst der 30-jährige bis hinter beide Ohren, wohlwissend, daß er damit den Faux-pas von Geschäftsführer Ulrich Schäfer, dem MV-Vertrauten, noch verstärkt. Der hatte die deutsch-deutsche Partie gegenüber der Öffentlichkeit zum „internationalen“ Spiel, die DDR damit implizit zum Ausland erklärt. Und das unter einem Minister, der sich für das Absingen aller drei Strophen der Nationalhymne an unseren Schulen verkämpft, der „wie ein Hund“ unter eben dieser Debatte gelitten hat, an deren Ende die Sozialdemokraten sogar seine Demission verlangten. Da lacht Karl, der Knitz.

Solcherlei Genugtuung läßt ihn auch Schlappen gegen MV verschmerzen, den er schon manchesmal vergeblich zum öffentlichen Disput herausgefordert hat, damit „endlich die volle Wahrheit“ ans Tageslicht komme. Wenn er seinem Präsidenten vorwirft, „zweierlei Gesichter“ zu haben, eines, das er ihm gegenüber in der Geschäftsstelle aufsetze, ein anderes, das er der Öffentlichkeit präsentiere, dann kontert der Arbeitgeber lächelnd: Mit Herrn Allgöwer

werde er sich nicht mehr streiten, verspricht er, ab sofort schwebt er „oben drüber“. Bis zum nächsten Donnerwetter, gell Frau Scheufele?



Sport und Werbung einmal anders: Obwohl eine Woche zuvor in Nürnberg eine Bundesligabegegnung auf den Initialen einer rechtsradikalen Gruppierung stattgefunden hatte, wollten die Dortmunder Stadtväter im Mai 1987 die Begegnung Borussia gegen Hamburger SV wegen eines Aufrufs zum Volkszählungsboykott, die den Rasen „zierte“ absetzen. Erst als die lackierte Aufforderung mit Kreide und Genehmigung des Bundespräsidenten in ihr Gegenteil verwandelt worden war, durfte angepfeift werden. (Foto: Bongarts)

Helmut Böttiger

Günther Koch oder: Das Nürnberger Gefühl

Wie der Niedergang der Fußballreportage in letzter Minute aufgehalten worden ist

Es gab einmal Zeiten, in denen der Samstagnachmittag noch einen Sinn hatte. Da zuckte der Gartenschlauch in einem unberechenbaren Rhythmus, die Autokarosserien in den Siedlungsstraßen wurden in einem eigentümlichen Stakkato geschrubbt, und der kleinblasige Schaum auf den Windschutzscheiben verging nicht so schnell wie heute. Zwischen halb fünf und viertel sechs waren die Vorgärten von aufputschenden Reporterstimmen durchsetzt, die Autoradios voll aufgedreht und die Reihenhäuser nur notdürftige Kulissen vor den vollbesetzten Tribünen und Stehplatzkurven.

Es war eine Zeit, in der die klassische Katharsis der griechischen Tragödie, der unauflösbare Konflikt menschlicher Dramaturgie noch unvermittelt durch den Äther ging. Durch nichts wird die Erfahrung der Vergänglichkeit schmerzhafter bewußt als durch die Stimme Oskar Klases, die die fünf Tore von Franz Brungs beim Nürnberger 7:3-Sieg gegen Bayern München am 9. Januar 1968 in einer sich ins Unerhörte windenden Spirale skandierte. Oder das Weinen Günther Wolfbauers, der im Abstiegsjahr von 1860 München mit Tränen das Mikorphon erstickte – „früher hob ich's olle schon am Gang erkannt, den Brunnenmeier, den Luttrop, den Rebele – heut, do muuß i erst die Rückennummern o'schaun ...“

Da waren die Außenmikrophone und das Zuschauerraum noch untrennbar mit der Reporterstimme verbunden, da schirmte noch kein technisches Know-How die Berichterstattung vom akustischen Ansturm draußen ab; sie war nicht keimfrei und leer, sie schwankte und zitterte, manchmal ging sie unter im Aufschrei der zahlenmäßig überlegenen Kehlen, und die Radios waren noch nicht so gebaut, daß ihre Röhren dem Höhen- und Tiefengefälle der Live-

Reportage immer standgehalten hätten. Der Niedergang der Fußballreportage ist ein klägliches Kapitel unserer Kultur. Die gelangweilten Angestelltenstimmen in den heutigen Rundfunkkabinen stabilisieren die Entwicklung vom uneigentlichen Dribbelkünstler und Flankenläufer zum Klein-Klein-Gekicke, vom Schlachtroß in der Abwehr zum funktionierenden Strafraummanager. Als die Stadien noch „Rote Erde“ und „Glückauf-Kampfbahn“ hießen, wogte auch der Kampf um die Information noch heftiger; als die Stadien noch unmißverständlich von bayrischer, hansestädtischer oder Ruhrpott-Mentalität durchdrungen waren, war dem Zuhörer auch sofort die Spielanlage der jeweiligen Mannschaft klar.

Es ist kein Wunder, daß Werder Bremen in den letzten Jahren nie Deutscher Meister wurde. Werders Reporter verdammen zur Niederlage. Der am häufigsten verwendete heißt Walter Jasper: einer, der sich nicht als Künstler begreift, sondern als Agenturjournalist, der nicht das Fleisch und Blut des Geschehens aufspürt, sondern unbedingt aufs fahle Gerippe aus ist.

Jahrelang trug Werder Bremen die Hoffnungen von Fußball-Deutschland und richtete sie immer wieder schmachlich zugrunde. Das war etwa 1985 so, als Werder im strategisch entscheidenden Heimspiel gegen Leverkusen nur 1:1 spielte und Bayern München zu entschwinden begann, der Kampf um ein Tor in den Schlussminuten dramatische Züge annahm: ein Stoff für eine mitreißende Tragödie, ein Drehbuch für einen alle Gemüts- und Stimmlagen auskostenden Vollblutakteur – der Reporter machte schon durch die Atmosphäre seiner Tongebung, durch das niederschmetternde Einerlei seiner Wortwahl deutlich, daß entgegen seiner formal vorgebrachten Versprechungen kein Tor mehr fallen würde. Welche Möglichkeiten hätten dem innegewohnt, die Angriffe Werders in den letzten fünf Minuten in ihrer Dringlichkeit transparent zu machen, die Erlösung gebannt zu umkreisen – doch es war nur ein Abhaken des bloß Faktischen.

Oder gar im Jahr darauf, der unselige Elfmeter von Kutzop in der 88. Minute – der sichtlich unberechtigte, nur aufgrund der tieferen Wahrheit und ästhetischen Notwendigkeit einfach in der Luft liegende Elfmeter für Werder im entscheidenden Spiel gegen Bayern München am vorletzten Spieltag: würde es ein Tor geben, wäre Werder unwiderruflich Deutscher Meister, wäre Bayern München tatsächlich einmal abgeschlagen, hätten die Moral und die Aufrich-

tigkeit, hätten die Guten gegen die Bösen gesiegt; schreiende Bilder dringen aus den Lautsprechern – wann kommt es schon einmal vor, daß sich die Entscheidung zu einer einzigen Sekunde verdichtet, welcher Rohdiamant ist dies für einen Mikrophonkünstler, dessen Leben schon allein dadurch einen Sinn haben würde, ihn zuzuschleifen und zum Schillern zu bringen – und dann die klägliche, die jämmerliche Mitteilung des Sprechers: „Er geht vorbei . . .“

Die Stimme Bayern Münchens, Gerd Rubenbauer, korrespondiert dem ganz folgerichtig. Sie zieht, von den unvermeidbaren Siegen Bayerns bereits durchtränkt, eine Linie, die satt und sonor von oben nach unten schwingt und unangenehm vermittelt, daß es schon von vornherein klar gewesen ist, wer hier das Sagen hat.

Nur manchmal ist ein Widerschein des Feuers zu erkennen. Der quetschenden und hupenden Stimme Werner Hanschs gelingt es in einigen Situationen, allein das Herauspressen von Namen wie Dickel oder Thon, Fanfarenstöße einer gestopften Trompete, als Argument zu gebrauchen. Und auch Jochen Hageleit ist gelegentlich anzumerken, daß er sein Mikrophon nicht als bloßes Arbeitsmaterial begreift, sondern als Teil seines Körpers.

Es gibt aber noch einen Ort, an dem die Ungleichzeitigkeit Gestalt angenommen hat. An ihm waltet das Schicksal noch ungebrochen. Er liegt im Frankenland, da, wo die Wirtshauschilder noch neben den Kirchtürmen sind. Der 1. FC Nürnberg mit seinem erfrischenden Angriffsfußball, dem Spielwitz und den schwungvollen Kombinationen hat die Zeichen der Zeit noch nicht erkannt.

Die gefühlvollen Pässe Mani Schwabls im Mittelfeld, die bewegliche Libero-Rolle Stefan Reuters und der Herzblut verströmende Sturm – allein, Dieter Eckstein, der Deutschland wieder die Pfeilschnelligkeit eines echten Flügelstürmers zurückgebracht hat, schießt letztlich am Tor vorbei, und Rolli Grahammer, ein Naturbursche von altem Schrot und Korn, paßt gelegentlich nicht auf und der Ball rutscht ins eigene Netz.

Was sind das für Zeiten, in denen die Mannschaft, die dem Fußball am aufopferungsvollsten huldigt, das Unglück magisch anzuziehen scheint. Allzu lange verdüsterte die Gefahr des Abstiegs die Spielzüge, die sich nicht in einer nackten Erfolgsstrategie erschöpfen, sondern in Schönheit aufgehen; und das Bild dieser wieselflinken, blutjungen Stürmer, wie sie unverbraucht, das Herzblut erfri-

schend, das gegnerische Tor anstürmen, dieses Bild hat eine Stimme. Sie heißt Günther Koch.

Günther Koch spricht die Schlagworte nicht aus; er verkörpert das, was sie meinen: das Aufkeimen der Hoffnung, das am Boden Zerstörte. Im Klang seiner Stimme steckt die Erregung, mit der der Stehplatzbesucher den Flügelstürmer verfolgt, der Wechsel der Spielszenen schlägt sich abrupt in ihrer Intonation nieder: ungeheure Oktavsprünge nach dahinplätscherndem Parlando, schrille Diskants nach harmonisch verlaufenen Akkorden. Schier endlos scheinende Niederlagenserien, die schwarzen Schemen der Vergeblichkeit prallen an der Stimme des Reporters ab: wieder und wieder ein neuer Anlauf, ein ungestümes Anrennen auch gegen die Uhr; das Auflodern der Stimme bei Ballverlusten und Distanzschüssen; Jubilates, volley aus der Luft genommen.

Die Gefahr eines gegnerischen Treffers im Getümmel vorm eigenen Tor wird bei Koch nicht abstrakt benannt, sondern entläßt sich in einem einzigen Aufschrei: „Köpke!“ Dies ist der Name des Nürnberger Torhüters, und Koch versteht es, mit diesen zwei Silben dem Schwanken zwischen Entsetzen und Sichtung des rettenden Strohhalms immer neue Balancen abzugewinnen; er selbst ist in diesem Moment Köpke und bewahrt den Ball vorm Überschreiten der Torlinie, in diesem Schrei ist eine mythische Beschwörung enthalten, ein Aufruf aus einem unerschütterlichen Glauben heraus.

Während andere Reporter sich vergeblich am Beweis dessen abmühen, daß sie vollständige deutschsprachige Sätze mit Subjekt, Prädikat und Objekt bilden können und bei der Konstruktion einer Apposition die Entwicklung eines Tores verpassen, bleibt Koch immer auf Ballhöhe: es ist konkrete Poesie, deren Aussage auf einen tieferen Nerv zielt als die oberflächliche Verständlichkeit; die Satzbruchstücke und Wortfetzen entwerfen jeder Partie ihren eigenen Kosmos, und Koch bleibt nicht bei der Schilderung von Szenen stehen, sondern durchdringt sie analytisch: „Was sag ich wenn der Katsche, wenn der Wagner von links kommt – der fängt sich der rappelt sich wieder auf und da haut's 'n um da haut's 'n um//der Yogi Lieberwirth versucht den Ball zu streicheln das ist höchst gefährlich denn der Ball ist heut sehr eigenwillig// der Eckstein umschwanzt den Pezzey und will dem Meier durch die Beine spielen das ist geradezu frivol“.

Koch ist ein Dramaturg, der das Schweigen mitsprechen läßt und

auch die Zuschauerränge szenisch einarbeitet. Beim Spiel gegen Blau-Weiß 90 meldete er sich wie folgt: „Hallo liebe Fußballfreunde Nürnberg auf dem Weg zum Schützenfest jetzt ist der Eckstein wieder dran, jetzt klingelts jetzt heißt es dann 5:1 oder Herr Stenzel – (Pause, dann ein akustisches Aufwallen von überallher)“

Dem Zuhörer wird hier nicht das Ergebnis trocken mitgeteilt, sondern es wird eingebettet in den konkreten Spielverlauf; Koch begleitet das Kombinationsspiel mit Sätzen, die es hautnah decken: daß Eckstein in aussichtsreicher Position ist, daß Stenzel aber noch besser postiert ist, daß Eckstein, was man nicht unbedingt von ihm gewohnt ist, sogar abgibt – und dann der Moment der Entscheidung, in dem der Reporter sich vollkommen zurücknimmt und gerade dadurch mit dem Geschehen verschmilzt. Der Zuhörer wird nicht umständlich herangeführt, sondern sieht sich unvermittelt mit-tendrin.

Diesen Effekt hat Koch bis zur Meisterschaft entwickelt. In die zwei oder drei Minuten für eine Einblendung, wenn ihn Fritz Hausmann vom Studio aus ruft, legt er seine ganze Energie, seine Sehnsucht, seine Wünsche und Glücksgefühle; da ist alles drin, das staut sich zu Stakkato-Nebensätzen, Kommataakkumulationen, das schnell immer weiter voran – und im Moment, wo sich die gesamte Spannung stoßweise verdichtet, ist nur noch das reine Gefühl da, die wortlose Vorstellung.

Wehe aber, wenn wieder einmal unzählige Torchancen ausgelassen werden und die Bälle sonstwohin rollen – nach der atemlosen Pause folgt ein Sprachsturz, dann entwickelt sich etwas Gebetsmühlenhaftes, ein fränkischer Muezzin auf seinem Minarett („aber doch nicht zum Torwart schießen//der geht ja bis zum Dutzendteich“), eine wortreiche, rhapsodische Trauer beginnt dann zu singen, vom Aufzählen ruhmreicher Namen aus der Vorkriegszeit unterbrochen.

Die Elegien Kochs brauchen ein eigenes Kraftfeld. Wer hat nicht jene tragische Situation in der Konferenzreportage gespürt, als ihn der klebrige Schwabe in Stuttgart nicht zu Wort kommen ließ und im Hintergrund ein verzweifertes „Tor in Nürnberg in Nürnberg“ aufrauschte, das 2:0 gegen Gladbach sich im schwäbischen Einerlei verlor.

Wenn ihn ein fremder Sender ruft, fühlt sich Koch eh immer leicht unwohl. Da sieht er sich plötzlich seiner Freiheit beraubt. Ir-

gendwie scheint er dann einen ominösen Zwang zu „Objektivität“ zu verspüren, einen Zwang, dem er nie und nimmer nachzugeben bereit ist. Für ihn ist Objektivität der Fußball an sich. Was man landläufig darunter versteht, führt nichts weiter als das niederschmetternde 0:0 im Schild und das harmlose Geplänkel. Am Samstagnachmittag jedenfalls ist immer nur ein einziger Blick richtig, und das ist der unverstellte Blick dessen, der gerade spricht.

Deswegen braucht man den Bayrischen Rundfunk. Welch ausge-tüftelte Maßnahmen waren nötig, eine UKW-Antenne anzuschließen an meinen Grundig aus dem Jahr 1968. Aber ich habe es geschafft. Der Bayerische Rundfunk kommt zwar relativ schwer hörbar, aber immerhin hörbar rein, von atmosphärischen Störungen immer durchbrochen. Da wird Günther Koch grundiert von Gewittern, von irgendwelchen anderen Sendern, von Staubsaugern und den beleidigten Zuckungen des Süddeutschen Rundfunks, dessen Sendegebiet ich zufällig angehöre.

Aber manchmal – an klaren Herbsttagen, wenn die Luft rein ist, der Himmel weit, wenn man die Menschen freundlich grüßt – dann versteht man auch Günther Koch sehr gut.

Ich werde nie jenen Sonntag vergessen, an dem ich seinem Geheimnis auf die Spur kam. Es war einer dieser Sonntage, an denen man von einer elegischen Nachmittagsstimmung durchdrungen ist, an denen man verloren am Radioknopf dreht, um eine von diesen schweren, klassischen Streicherflächen aus dem 19. Jahrhundert zu ergattern oder wenigstens mollgestimmte Kammermusik. Da hörte ich die Stimme. Es war kein Samstag, es war ein Sonntag, und Günther Koch sprach unwiderlegbar live. Nein, es war nicht das erste Programm des Bayrischen Rundfunks, das ich da erwischte hatte, das war eine Regionalsendung im Zweiten, welch Überreichweite hatte mich da erfaßt, und ich nahm einzelne Zusammenhänge wahr: „Rainer Trinkwalter, Dreh- und Angelpunkt aller Kronacher Angriffe// der unglaublich schnelle, trickreiche und schußstarke Markus Wunderlich, der aus der Bezirksliga vom Verein in Pechbrunn im Sechsamterland nach Helmbrechts kam// wird der FC Kronach mit der Bürde des Tabellenführers leben können?“

Und es rührt etwas tief im Innersten an, wenn man gewahr wird, welch erschütternder Torschrei selbst in der Landesliga gelingt.



Der lustigste Trainer: Zlatko „Tschik“ Cajkovski, der sich beim Prominentenstaffellauf fit hielt und den Spielern seine taktischen Varianten mit Salz- und Pfefferstreuern erläuterte. 1976 zog er sich enttäuscht aus der Bundesliga zurück: „War nicht meine Art von Fußball. Nur Tempo und große Angst vor Verlieren.“ (Foto: Horst Müller)

Die folgende Geschichte ist wahr. Da der Held der Ereignisse sein ausstehendes Erbe nicht auf's Spiel setzen möchte, wurden vorsichtshalber seine persönlichen Daten geändert.

Heinz-Wilhelm Bertram

Lieber ein Ball am Fuß als ein Klotz am Bein

Es gibt Leute, die Dir erzählen wollen, Fußball sei das Wichtigste auf der Welt. Sie irren. Es ist das einzige auf der Welt.
Bill Shankley, Ex-Manager FC Liverpool

Für den Fußball-Liebhaber ist der Anpfiff eine Droge. Darf er nicht auf den Platz, sei es der Spätschicht, der Verpflichtung seiner Ehefrau oder anderer unnützer Geschäfte wegen, so schütteln sein Gemüt geradezu fiebrige Anfälle. Er versinkt in Traurigkeit, ist ganz und gar verzweifelt und ist es immer noch, wenn der Abpfiff längst ertönt ist. Bis zum nächsten Spieltag vergeht er in elendem Kummer. Sie schmunzeln? Warten Sie's ab. Ich kenne einen Fußball-Liebhaber, der der leidenschaftlichste im ganzen Ruhrgebiet, vielleicht in ganz Deutschland ist.

Unser Freund vertrieb sich schon zu Studienbeginn, es war 1977, den lieben langen Tag mit nichts als mit Fußball. Er war hessischer Landsmann, dankbar und glücklich über den Umstand, endlich der strengen Hand der Eltern entwachsen zu sein. Ohne Unterlaß schien er von morgens bis abends den Ball gegen die Hauswand des Emil-Figge-Wohnheims in Barop zu schießen. Ob die Studenten zur Uni abzogen oder heimkehrten, sie zu Besorgungen oder irgendwelchen Amusements ausflogen, immer trafen sie ihn an der Hauswand des Wohnheims. Hörsäle waren für den Physik- und Sportstudenten wie Museen. Daß es ihn ausgerechnet nach Dortmund verschlagen hatte, erklärte er einzig mit dem Aufstieg der Borussia. „Wäre Dortmund nicht in die Bundesliga aufgestiegen, hätte ich mit Sicherheit nicht hier studiert.“

Auf die Frage: „Wo dann?“ erwiderte er: „Überhaupt nicht.“

An Regentagen blies er keineswegs Trübsal. Er durchforstete Fußballmagazine, Sportteile in Zeitungen oder wissenschaftliches Fachwerk auf alle erdenklichen Informationen, neue Trends und Entwicklungen hin. Reihte sich ein Regentag an den anderen, vermochte selbst dies ihn nicht zu bedrücken. Im Gegenteil, er gewann dem die allerbesten Seiten ab: „Der liebe Herrgott meint es gut mit mir. Welch ein Glück, daß ich jetzt nicht im Stadion stehen muß“, pflegte er dann mit einem Blick nach draußen zu sagen. Dabei strich er sich selbstzufrieden über seinen stolzen Bierbauch. Dann haute er sich wieder auf's Bett, verkroch sich erneut in seine Literatur und rieb vor Vergnügen die Socken seiner Schweißfüße aneinander.

Mit der Hygiene stand er, je weiter die Semester ins Land rückten, auf Kriegsfuß. Tage ließ er den Bart sprießen, die Haare verfetten. Duschbädern, ja dem gemeinen Händewaschen vermochte er kaum etwas abzugewinnen. Kam es doch einmal dazu, würdigte er dieses Geschehnis mit den Worten: „Man hat mal wieder eine Pflegephase eingelegt.“ Im Takt großer Fußball-Turniere – Weltmeisterschaften etwa oder Europameisterschaften – verwilderte er regelrecht. Man kann sich vorstellen, daß ein strenger Geruch stets seine Anwesenheit umschwebte. Darauf ins Gebet genommen, antwortete er nur: „Große Turniere erlauben nicht die geringste Zuwendung zum Alltagsgeschäft. Im übrigen gehe ich am Samstag um 15.30 Uhr nicht zu einer Modenschau.“

Ihm war schwer beizukommen. Unbeirrbar ging er seinen Weg, gab nichts auf das Gerede vieler Kommilitonen. Seinem enormen Fußballfachwissen verdankte er die eher spöttisch als respektvoll gemeinte Anrede „Doktor.“ Sogar den Professorentitel hatte er nach einer haarigen, aber glänzend bestandenen Prüfung vor einem studentischen Fußball-Fachgremium erlangt. 30 Fragen mit je drei Unterfragen hatte er, auf einer Deutschlandfahne sitzend, exakt beantwortet.

Da der „Doktor“ einem guten Tropfen nicht abgeneigt war, wurden aus den Nächten in den Wohnheimbars, wo er regelmäßig aufkreuzte, meist schwere Gelage. Er trank Bier ohne Ende und brachte es bald auf den beachtlichen Tagesschnitt von acht bis zehn Flaschen, weshalb er aufgedunsen und aufgebläht aussah. Nie trank er Schnaps, immer nur Bier, „das Getränk unserer Heimat.“

Das Revier war sein Revier. Kein Stadion, keine Tribüne, keine Trinkhalle, die er nicht gekannt hätte; ob in Duisburg oder in Dortmund, in Essen, Schalke, Herne oder Wattenscheid, überall, wo der Ball rollte, war er zu Hause: Parkstadion, Westfalenstadion oder Stimbargstadion, Lohrheide oder Wedau, Castroper- oder Hafestraße – immer überkam ihn eine schwer beschreibliche Wehmut, wenn ein Spiel bevorstand. Hunderte von Eintrittskarten hortete er in einem Schuhkarton, eine Schatzkammer seiner ganzen Liebe.

Er fuhr immer allein. Es waren mitunter lange, beschwerliche Fahrten mit öffentlichen Verkehrsmitteln, von denen er erst spät nachts oder sogar am Morgen zurückkehrte. Dann schlief er bis in die Puppen. Obwohl in Dortmund seßhaft, war er kein Einbahnstraßenfan der Borussia. „Mir geht es um das Wohl einer ganzen Fußballregion“, hieß sein Los. „Und nur das Ruhrgebiet, wo man den Ball von einem Platz auf den anderen schießen kann, ist eine Fußballregion.“ Der Ball ist rund, die Welt ein Fußball. So lebte er in die Jahre hinein; nicht Stunden und Tage waren sein Zeitmaß, sondern Anpfiff und Abpfiff.

Sein Glück war jedoch nicht vollkommen, denn der Doktor befand sich in der höchst mißlichen Situation, von seinen Eltern abhängig zu sein. Der Vater, Diplomat in höchsten Diensten, unterstützte den Sohn mit monatlich 700 Mark. Die Sorge um das Wohlergehen des Sohnes, des einzigen, war groß. Auch aus der Ferne ließen ihm die Eltern ihre ganze Fürsorge zuteil werden; vor allem in Briefen, hin und wieder auch mit Besuchen.

Diese Besuche, die er in aller Regel zweimal jährlich zu erwarten hatte, waren für den Doktor Ereignisse mit recht komplizierten Abläufen. Sie waren ihm, um ehrlich zu sein, ein Greuel. Denn die Eltern ahnten nichts von seinem leidenschaftlichen Treiben. Nichts davon, daß er einen Großteil der 700 Mark ausschließlich in Fußballspiele und Bier umsetzte. Nichts davon, daß er den Rest allmonatlich sorgsam sparte und anzulegen begann. „Es können Notzeiten kommen“, pflegte er zu sagen. „Weiß ich, ob sie nicht in der kommenden Saison schon die Eintrittspreise bei Borussia auf sechs Mark erhöhen?“

Für die Eltern war er der fleißige Student, der bald schon die solide und sichere Stelle eines Lehrers annehmen würde. Einmal im Jahr, in den Semesterferien, fuhr auch er für zwei Wochen zu ihnen

ins spanische Ferienappartement. Er tat es nur knurrend, weil ihm diese Routinebesuche nichts als unangenehme Fragen und ihn überdies alle Jahre wieder um den Zweitliga-Start brachten.

Einmal kündigte sich die Mutter an. Da am Vortag ihrer Ankunft der VfL Bochum gegen den FC Bayern spielen würde, standen mehr Unannehmlichkeiten als üblich ins Haus. Der Routinealltag des Samstags mit dem Schlaf bis zum hohen Mittag würde gehörig durcheinandergerüttelt.

Bereits Freitagnacht begann er, die Berge der wochenlang angestauten Schmutzwäsche in den Waschkeller zu schleppen. Zu allem Überfluß streikte nach der ersten Fuhre die Maschine. Mit tiefen Sorgenfalten auf der Stirne schleppte er die Wäsche wieder hoch. Am nächsten Morgen wollte er sich beim Friseur die auf Kragenhöhe angewachsene Mähne gehörig stutzen lassen. Samstagabend nach dem Spiel würde er dem tagelangen Versäumnis des Lüftens nachkommen und einmal das Fenster weit aufreißen. Das Staubtuch würde nur so über Tisch und Stühle fliegen, die wild durcheinanderliegenden Fußballmagazine in den Schuladen verschwinden.

Die Stunden vor dem Spiel hatte er besonders lieb gewonnen. Wie immer, schob er in der Gemeinschaftsküche seine Pizza in den Backofen, deponierte seinen Reiseproviant, zwei Bierflaschen, im Kühlfach. Nie trank er übrigens vor den Spielen mehr. Die Zeitung gab ihm letzte Informationen zum Spiel. Zwei Studentinnen störten sich nicht an seinem Tun, es war ihnen seit einigen Jahren vertraut. Ein leises Kribbeln setzte an. „Nun dauert es nicht mehr lange, und man ist endlich wieder ganz unter sich“, dachte er.

Die kleine Trinkhalle an der Castroper Straße glich einem bunten Stehpicknick; aus aller Herren Ruhrgebietsstädte strömten Fußballfreunde herbei. Einer wollte sogar zu Fuß aus Duisburg übergetrippelt sein und sammelte hier und da Kleingeld für die Eintrittskarte. „Meine Mutter würde mir nie verzeihen, wenn sie hörte, daß der VfL gewonnen hat und ich nicht dabeigewesen bin“, erklärte er. Er mochte an die fünfzig Jahre alt sein. „Respekt, Respekt“, nickte der Doktor anerkennend. Später bekam er mit, wie ihn der Ordner für lau passieren ließ. Donnerwetter! Der Doktor achtete Männer, die ihr Fußballleben zu leben wußten.

Der VfL im Sonntagsanzug. Keine Chance für die Bayern. 3:1, ein Festival für 45.000 Zuschauer – und für den Doktor. Solche

Sternstunden gehören mit einem guten Bier aufgegossen. Und so versank er an Margrets Trinkhalle inmitten der blau-weißen Schar in selige Schwärmerei. Ein Bier gab das andere; aus Zungenschnalzern für köstlich anzusehendes Direktpaßspiel wurden bald Zungenbrecher; am Ende hatten zweimal Schulz und einmal Osswald nicht drei, sondern dreißig Tore erzielt, und immer auf's neue wollte sich die lustige Gesellschaft darüber vor Lachen biegen, wie der arme Pfaff hinter sich greifen mußte.

Fußballnostalgie begann die Runde zu machen: „Weißt Du noch? Prügeln sich die Fußballsalons in aller Welt um den Babington, und Wattenscheid holt ihn . . . Wattenscheid! Diese Freistöße! Ich sehe ihn noch vor mir: er läuft an, holt aus und schießt mit Sicherheit die einzige Fliege runter, die sich auf der Torlatte verirrt hatte. Klatsch!“ Ein jeder gab bald seine Pahlereien zum besten; mit fortgeschrittener Bierseligkeit glaubte einer dem andern dessen Kalauer, und am Ende hob die blau-weiße Gemeinde den VfL auf den silbernen Schild, als sei er gerade Weltmeister geworden. Stockduster war es inzwischen, und als der Doktor sich mit zwei zusätzlichen Fläschchen Reiseproviant auf den Heimweg machte, hatte er über all den Schwärmereien eines großen Fußballtages die bevorstehenden häuslichen Pflichten vergessen. Er piff vor Vergnügen vor sich hin, als er ins Wohnheim zurückkehrte.

Da ihm der Magen nach der unerwartet langen Reise zu den Knien hing, begann er bald, sich in der Gemeinschaftsküche eine ordentliche Mahlzeit herzurichten, die er während des Aktuellen Sportstudios verputzen würde. Er hatte gerade den ersten guten Bissen auf die Gabel genommen, als leise die Tür geöffnet wurde . . . Vor ihm stand seine Mutter.

Der Doktor, zwar verwirrt vom Geist manch guter Flasche und noch mehr vom unerwarteten Anblick, erfaßte das Verhängnis doch mit einem Schläge. Die alte Dame war einen Tag früher als geplant eingelaufen.

Mit allerlei geschickten Ablenkungsmanövern – man solle doch erst einmal essen und die Dinge des Abends in aller Ruhe auf sich zukommen lassen – versuchte der Doktor, lallend, wankend und mit theatralischer Gestik, die Mutter von seiner Bude fernzuhalten. Die Taktik zog nicht. Die alte Dame, müde und mitgenommen von einer langen Reise – sie war von Spanien heraufgekommen – beharrte. Unter Spektakel wurde auf's Zimmer gegangen. Beim Ein-

tritt stolperte die Mutter über eine ganze Batterie leerer Bierflaschen. Drei riesige Wäscheberge türmten sich bis zur Fensterbank: Feinwäsche, 60-Gradwäsche, Kochwäsche. Der Gestank aus dem Bad wollte ihr die Nase abbeißen. Auf dem Boden verstreut lagen Fußballmagazine, Teller mit Essensresten warteten seit Tagen geduldig auf den Abwasch, von der dringend notwendigen Scheuerkur des verdreckten Fußbodens zu schweigen.

Die alte Dame setzte, kaum war die Tür geschlossen, zu einer Riesenszene an. „Du Tunichtgut“, rief sie aus, „das alles kann gewiß nicht Ernst sein, oder? Hast Du denn gar nichts anderes zu tun, als zu saufen wie ein Schluckspecht? Wir werden Dir die Hosen schon strammziehen! Wenn sich das nicht ändert, wirst du demnächst studieren, wo wir wohnen. Und am Montagmorgen werden wir zwei zum Friseur marschieren. Nicht wahr?“

Der Doktor verzagte keineswegs. Unverdorben wartete er mit allerlei Ausreden und Ausflüchten auf, sprach lallend zwar, aber doch immer überzeugender von defekten Waschmaschinen und verwies auf eine tolle Party, die aus dringlichen Gründen von einem Nachbarn, ein guter Bekannter, in sein Appartement hätte verlegt werden müssen. „Ihm gehört auch dieses Gelumpe von langweiligen Fußballheften“, sagte der Doktor noch und trat wie verächtlich gegen den neuesten „Kicker“; er werde den Kram unverzüglich wieder überbringen. „Denn so kann das hier ja wirklich nicht bleiben.“ Sein Auftritt hatte erstaunliche Sicherheit bekommen. Er lenkte hier ein, erbat sich dort Verständnis, und es dauerte zehn Minuten, da war der Hausfrieden wieder halbwegs gerade gerückt.

Die üblichen, quälenden mütterlichen Fragen folgten; wie es um das Studium stehe und um einen zukünftigen Job, schließlich sei das Examen absehbar. Gut, bestens stünde es um alles. Aber bei vernünftiger Einschätzung sei doch eine Anstellung als Lehrer aussichtslos. Er hänge seit einigen Wochen dem Gedanken nach, eine andere, zweite Ausbildung zu beginnen.

Dieser Vorschlag gab dem Gespräch erneut eine Wende. Eine Kluft tat sich zwischen beiden auf, nicht unüberbrückbar, aber auch nicht von Pappe. Die ewigen Theater wurden neu aufgetischt. Auch eine Freundin habe er immer noch nicht. „Es ist an der Zeit, mein Kind, Du bist schließlich 25.“ Das, was ihr Leib-und-Magen-Thema war, hing ihm seit Jahren zum Halse raus.

Seit langem hatte er abgeschlossen mit den „Röcken“, wie er Frauen abschätzig bezeichnete, nachdem ihm Kerstin, eine feinsinnige, den Künsten und der Poesie zugeneigte Studentin der Theaterwissenschaften, den Laufpaß gegeben hatte. Kam das Gespräch im Freundeskreis auf dieses Thema, so sagte er in einem fort: „Nun ja, sie hat mir die Rote Karte gezeigt. Dabei habe ich ihr in der letzten Krisensitzung klargemacht, daß es in diesem Falle eine gelbe auch getan hätte.“ Seine allerletzte, bescheidene Liaison war die mit einer Blondine gewesen. Es war in die Brüche gegangen, als sie eines Sonntagsnachmittags im Herbst, es hagelte, Regenschauer peitschten und der Wind heulte auf, bei Kerzenschein und feinem Kuchen Stunden auf ihn gewartet hatte. Vergeblich. Längst stand er in der Westkurve bei Rot-Weiß-Essen. Danach war es ein für allemal aus mit den „Röcken“. Standfest behauptete er fortan: „Mir ist ein Ball am Fuß wichtiger als ein Klotz am Bein.“

Die Mutter hatte die Ausweglosigkeit ihrer Bemühungen wohl lange erkannt, aber immer wieder trieb sie ein gewisser Nestinstinkt in dieses Thema. Er war es leid. Heute abend sollte sie ihm damit nicht kommen. Sie hatte ihm nicht nur einen großen Fußball-Feiertag vermiest („Mensch, der VfL putzt die Bayern 3:1!!!“), sie würde ihm morgen auch noch die Begegnung in Oberhausen nehmen. Es war zum Heulen.

Erst nach Abreise der Mutter konnten die alten Gewohnheiten wieder Fuß fassen. Tage, Wochen voller Liebesbezeugungen für den Fußball zogen ins Land. Er hatte inzwischen sein Studium beendet – freilich nur auf dem Papier. Das Staatsexamenzeugnis manipulierte er, fügte in die Fotokopie eines Kommilitonen seinen Namen ein. Reine Sicherheitsvorkehrung. Er wunderte sich, daß die Eltern den Examensnachweis nicht sehen wollten. Konnte ihm nur recht sein. Erst ein langer Brief des Vaters, er solle sich doch bei besagter Firma um eine Programmiererausbildung bewerben, unterbrach den Trott. Der Doktor ging hin. Schließlich ging es um eine weitere, zweijährige finanzielle Unterstützung seiner Fußballleidenschaft. Unter 225 Kandidaten bestand er den Test.

Keine zwei Wochen dauerte es, bis der Doktor den Bettel eines „Managers in gehobener Laufbahn“ hinschmiß. Die Anfangszeiten der Seminare – um 8 Uhr – erwiesen sich als nicht zu nehmende Hürde. Mit den 700 Mark des alten Herrn ließ sich gut leben.

„Jeder Tag, an dem der Ball rollt, ist ein Sonntag.“ schwärmte er in seiner Umgebung. Überall war er dabei. Er eignete sich, was taktische Änderungen und Positionswechsel anbelangte, einen solch untrüglichen Kennerblick, eine solch visuelle Gewandtheit an, daß einem angst und bange werden mußte. Jahrelang war ihm nichts näher als die Stehränge aller erdenklichen Stadien im Westen. Hinz und Kunz lernte er kennen. Herbert in Wattenscheid. Immer pünktlich, Gegengerade, Höhe Mittellinie. Zwei Reihen höher der, „der aussieht wie der Alte aus der Fernsehserie.“ Dann in Essen, Trinkhalle an der Hafenstraße, Uwe. Kam aus Gelsenkirchen. Schwer in Ordnung. SC Hassel-Fan. Und Liebhaber des Jugendfußballs. Der fuhr überall hin. Wenn ihm einer von den Kurzen gefiel, spendierte er 'n Zwanziger in die Jugend-Mannschaftskasse.

Und Bochum erst. Gab es Schöneres, als an der Bude an der Castroper Straße zu stehen? Da gehört Dir mit'm Pils in der Hand die ganze Fußball-Welt. Und dann Uli. Uli war ein Unikum. Fuhr wie der Doktor in alle Stadien, Liebhaber von Außenseiterteams. Spielte Bayern vor 45.000 in Bochum, war Uli garantiert in Leverkusen gegen Mannheim. Es war schwer, ihm zu begegnen. Der suchte sich die unmöglichsten Spiele aus. In dieser Zeit lernte der Doktor Stadien wie die eigenen Westentaschen kennen. Nur allzu gut wußte er, wie er zur zweiten Halbzeit in Bochum, Düsseldorf und Essen auf den Sitzplatz kam.

Es wurde Herbst. Er brauchte Arbeit. Ein Kumpel besorgte ihm einen auf sechs Monate befristeten Job in einem wissenschaftlichen Institut der Universität. Vier Stunden täglich mußte er in einer Welt von Bildschirmen, Programmen, Zahlen und Dateien verbringen. Es brachte ihm 800 Mark brutto ein. Seine vornehmlichste Arbeit war das Fotokopieren. Stunden stand er vor dem Gerät, und bald betrachtete er sein Schaffen als das Zusammentreffen zweier Komponenten: „Fotokopieren ist nämlich eine Synthese aus Kraft und Geschicklichkeit.“ Die erforderliche Umstellung auf eine erträgliche Hygiene – manchmal waren Herren höchster gesellschaftlicher Stellung zu Gast – verlangte ihm alles ab. Rückschläge blieben nicht aus. Es gab Tage, an denen er fürchterlich stinkend im Institut einlief. Die Vorabende hatten dann immer ganz dem Fußball gehört. Aber da er mit seinem einfachen, unverbindlichen Wesen fast alle Verantwortlichen der Abteilung, ja sogar den Institutsleiter für sich gewinnen konnte, durfte er es sich leisten.

Sein Vertrag wurde verlängert. Einmal, zweimal – immer wieder.

Für die Eltern hatte er alles vorbereitet. Nach ihrer Meinung war er in einem angesehenen Institut glänzend untergekommen. Für den Fall der Fülle hielt er einen manipulierten Arbeitsvertrag bereit. Aus dem Geldregen eines beachtlichen Lottogewinns (es war bereits sein zweiter Fünfer) investierte er für einen Videorecorder: „Ich muß den Eindruck erwecken, ich könne mir sowas aus dem Ärmel schütteln.“ Sogar in den Genuß eines Autos kam er nun. Es war der Zweitwagen der Mutter, ein nagelneuer Ford, den er für den Spottpreis von 2.000 Mark erwerben konnte. In all den Jahren der väterlichen Unterstützung hatte er ausreichend zurückgelegt. Die zweiwöchigen Zwangsurlaube im spanischen Sommerhaus der Eltern überstand er, wie immer, unbehelligt, wenn auch zähneknirschend.

Seit seinem letzten Urlaub aber ist der Doktor nicht wiederzuerkennen. Am Tag vor seiner Abreise aus Spanien lud ihn der Vater zu einem Essen im besten Hause am Platz ein. Bei Kerzenlicht wurde Hummer gespeist. Hier eröffnete der Vater seinem Sohn, daß er eine Art Prämie in Aussicht stelle: „Du bist nun langsam im heiratsfähigen Alter, mein Junge. Solltest du innerhalb der nächsten fünf Jahre eine Familie gründen, würde ich mir das eine sechsstellige Summe kosten lassen.“ Seit diesem Tag ist er reinweg närrisch auf Mädchen, bietet das Angebot seines alten Herrn doch mindestens die Möglichkeit, die nächste Fußballweltmeisterschaft am Ort des Geschehens zu besuchen.

Eine Legende steigt herab

Es war ein Tag wie jeder andere und im Himmel war absolut nichts los. Der liebe Gott hatte sich in seinen Thronessel gelümmelt – ein Bein baumelte nonchalant über der Armlehne – und blätterte gelangweilt in der Bibel. Zu seinen Füßen saß Jesus, der verzweifelt an einem Zauberwürfel herumhantierte – es dauert immer einige Zeit, bis sich die profanen weltlichen Moden im Himmel durchsetzen – und leise vor sich hinfluchte: „Heilandsack! Ich schaff's nicht. Ich schaff's einfach nicht. Zur Hölle mit diesem verdammten Rubik!“

„Na, na“, brummelte es altväterlich von oben, dann herrschte wieder himmlische Stille.

Plötzlich ertönten Flügelschläge und mit elegantem Schwung landete ein Engel. Er wirkte sehr schlank, sportlich und graziös, seine Haut war schwarz. Etwas unwillig, aber doch mit einer gewissen Neugierde schaute der liebe Gott auf. Mit einer ungeduldigen Handbewegung scheuchte er ein in der Nähe herumlungernes Engelchen zu dem Ankömmling, um sein Begehrt zu erfragen. Nach kurzer Zwiesprache kam das Engelchen angeflitzt, stellte sich in Positur und begann: „Oh Herr, ich verkündige Euch . . .“

„Keine langen Vorreden“, unterbrach Gott grob. „Wer ist's und was will er?“

„Er heißt Andrade, oh Herr, und möchte . . .“

„Andrade, Andrade, wer war das noch gleich?“, unterbrach der liebe Gott das Englein, das eine beleidigte Schnute zog, und fuhr, sich nachdenklich den Bart zupfend, fort: „Halt, nichts sagen, gleich fällt's mir ein. Genau, Du bist jener Missionar Andrade, der im Jahre 1681 von den Amazonasindianern in einer Fallgrube gefangen und verspeist wurde. Dafür wirkst du allerdings noch ziemlich wohlherhalten.“

„Nein, nein“, lächelte der schwarze Engel, der mittlerweile nähergetreten war. „Ihre morbide Phantasie in Ehren, aber der bin ich nicht. Ich bin José Leandro Andrade aus Uruguay . . .“

Eilfertig fiel ihm das Engelchen ins Wort und wisperte in Gottes Ohr: „Er war der Star der Fußballnationalen von Uruguay, die 1924 und 1928 Olympiasieger, 1930 Weltmeister wurde. Er war grandios, genial, göttlich, oh Verzeihung, sein Spiel besaß die Grazie, Geschmeidigkeit und den Rhythmus des Tanzes, er war . . .“

„Genug“, knurrte Gott und verdrehte die Augen. „Ein Fußballer, oh mei! Also, was willst Du?“

„Wissen Sie, Herr Gott, ich habe so lange nichts mehr mit Fußball zu tun gehabt, daß ich es kaum noch aushalte. Mit diesen schlappen Hunden hier oben ist ja nichts los. Die kennen nur Disco, Disco, allenfalls noch Zauberwürfel.“ Andrade stockte einen Moment und fuhr dann, den giftigen Blick von Jesus ignorierend, entschlossen fort: „Kurz und gut, ich möchte ein einziges Mal zur Erde zurückkehren und ein Fußballspiel anschauen.“

Erfreut, den lästigen Besucher so billig loszuwerden, stimmte der liebe Gott auf der Stelle zu und gab dem überglücklichen Andrade sogar noch einen Tip mit auf den Weg: „Einmal hat mich ein kleiner, runzlicher Engel, Herberger hieß er glaub' ich – ich mußte ihn sogar mit 'Chef' anreden – einen ganzen Tag lang mit Geschichten über eine sogenannte Bundesliga genervt, die kürzlich gegründet worden sei. Angeblich die stärkste Liga der Welt. Also gehe hin und sieh selbst.“

Dankbar verabschiedete sich Andrade, während sich der Allmächtige behaglich zurücklehnt, um ein kleines Schläfchen zu beginnen. Andrade gab derweil seine Flügel ab und stieg zur Erde nieder. Es war der 22. November 2004, ein reichlich trüber Tag. Kein Windhauch war zu spüren, jeder Atemzug bewirkte ein heftiges Stechen in beiden Lungenflügeln. Der Schwefelgeruch war so durchdringend, daß er Andrade an einen Urlaub in der Hölle gemahnte, den er vor Jahren einmal gemacht hatte. Eigentlich regnete es, doch die Luft war so dick, daß die Tropfen bereits in 1.000 Meter Höhe steckenblieben. Kein Zweifel, Andrade war in Berlin.

Zum Glück besaß der Uruguayer eine schnelle Auffassungsgabe. Aus einem viereckigen, roten Kasten, wie es ihn an jeder Straßenecke gab, angelte er sich ein Sauerstoffgerät, hängte es um und schob das Mundstück zwischen seine Zähne. Dann begab er sich auf den Weg zum Olympiastadion, wo, wie er einem Plakat entnommen hatte, heute Bayer Berlin gegen Messerschmitt München spielen sollte.

Der Autobus, den er erst benutzen wollte, blieb bereits nach wenigen Metern im Verkehrsgewühl stecken, also machte sich Andrade zu Fuß auf den Weg. Bald befand er sich inmitten eines unendlichen Stromes von verbissen dreinblickenden Menschen, der sich langsam voranwälzte. Schwarzbehelmete, insektenartig gekleidete Polizisten mit riesigen Schutzschilden lagerten am Weg und fielen gelegentlich mit Knüppeln und Äxten über die Fußballfans her. Andere lauerten im Gebüsch und schossen aus Langeweile in die Menge.

Die Menschen trugen entweder blau-weiße oder rote Kleidung, in regelmäßigen Abständen begannen die beiden Gruppen, heisere Schreie auszustößen und versuchten, sich gegenseitig zu erwürgen. Andrade kam nur langsam voran, da er ständig über auf der Strecke gebliebene Schlachtenbummler klettern mußte.

Plötzlich war der Weg vor ihm versperrt, ein Stein sauste knapp an seinem Kopf vorbei. Er war umringt von Jugendlichen, deren Augen vor Blutgier glänzten und die lange Messer in den Händen hielten. „Jetzt machen wir Dich alle, Nigger!“, schrie einer, „in den Urwald mit Dir, dreckiger Asylant!“ ein anderer. Einige Polizisten blieben stehen und schauten interessiert und breit grinsend zu.

Seine legendäre Geschmeidigkeit kam Andrade jetzt zu Hilfe. Ein schneller Antritt, eine kurze Körpertäuschung, schon hatte er sich an den Angreifern vorbeigewunden und ehe sie sich versahen, war er im Gewühl verschwunden. Die jungen Leute waren darob schwer enttäuscht und brachten sich aus lauter Frust untereinander um.

Als Andrade sich dem Stadion näherte, explodierte ein paar Schritte entfernt ein Polizeiwagen, und er mußte beiseitespringen, um nicht von herabfallenden Beamten getroffen zu werden. Auf dem Olympischen Platz waren Panzer aufgefahren, die auf die Ankommenden schossen. Offensichtlich hatte man zu viele Eintrittskarten verkauft und das Militär mit der Lösung des Problems betraut. Am Eingang standen bewaffnete Ordner, die Andrades Karte mißtrauisch beäugten und ihm, bevor sie ihn passieren ließen, alles Geld abnahmen, das er bei sich trug.

Das Stadion war vollbesetzt, aber bald wurde ein Platz für Andrade frei, als ein alter Mann, der geäußert hatte: „Bayer ist doch Scheiße!“ am Flutlichtmast aufgehängt wurde, wo schon ein

schwarzgekleideter Herr baumelte: „Der Schiedsrichter“, erklärte Andrades Nachbar fachkundig. „Geschicht ihm recht.“

Einer der Ersatzschiedsrichter piffte das Spiel auf die Sekunde pünktlich an. Ein kleiner, wuschelköpfiger Spieler der Berliner Mannschaft bekam den Ball, stoppte ihn gefühlvoll mit der Ferse und umkurvte elegant drei Gegenspieler. Andrade ging das Herz auf, er vergaß was er bisher gesehen hatte. Es gab sie also doch noch, die gute alte Fußballkunst. Ungeachtet der eisigen Stille brach er in Jubel aus. Von allen Seiten wurden ihm befremdete Blicke zugeworfen. Der Spieler ließ zwei weitere Verteidiger ins Leere laufen und scheiterte erst beim Versuch, den Torwart zu umspielen. Das wilde Beifallsklatschen Andrades ging in tausendfachen Buhrufen unter. „In den Zirkus!“, „Kasper!“, „Tritt lieber mal richtig zu!“, tönte es von allen Seiten, während der Bayer-Trainer an den Spielfeldrand eilte und den Wuschelkopf an den Haaren vom Platz zerrte.

Inzwischen erklärte ein Zuschauer dem Uruguayer die Bayer-Geschichte. Es handle sich um einen alten Berliner Traditionsverein, der jahrelang vergeblich versucht habe, wieder in die höchste Klasse aufzusteigen. Einen schweren Rückschlag hätten die Bemühungen erlitten, als die Bestechung legalisiert worden sei und seither von allen praktiziert wurde. Erst als ein Chemiegigant sich des Clubs angenommen habe und der den Berlinern feindlich gesinnte DFB-Präsident samt einigen Funktionären an einer mysteriösen Verkalkung des Selbstherrlichkeitszentrums im Gehirn zugrundegegangen war, sei das Streben des Vereins endlich von Erfolg gekrönt worden.

Auf dem Rasen spielten sich unterdessen turbulente Szenen ab. Die 22 Akteure rasten wie besessen auf und ab, wobei sie ständig nach allen Seiten traten. Ab und zu wurde ein Spieler vom Platz getragen, am Spielfeldrand operiert und anschließend vom Trainer mit Stockhieben aufs Feld zurückgejagt. Bei Berliner Angriffen kochte das Stadion vor grimmiger Begeisterung, war München am Ball, breitete sich Haß aus, so konzentriert, daß der Rasen welkte, die Spatzen vom Himmel fielen und Andrade trotz seines Sauerstoffgerätes kaum noch atmen konnte. Das Gemisch aus buntem Rauch und Tränengas, das im Stadion schwebte, ließ die Vorgänger auf dem Feld zeitweise nur schemenhaft erahnen.

Ein Raunen ging immer dann durchs Stadion, wenn der Links-

außen der Süddeutschen in Ballbesitz kam. Mit seinen drei Beinen vollführte er wahre Veitstänze um die erzürnten Abwehrspieler herum, die verzweifelt danach trachteten, ihm die Kniescheibe oder wenigstens einen seiner vielen Knöchel zu zerteilen. „Tschernobyl“, sagte Andrades Nachbar wissend und schnalzte anerkennend mit der Zunge, als der Dreibeinige einen zweibeinig ausgeführten Effetschuß ins oberste Toreck zirkelte. Beim Torjubel gelang es endlich einem Berliner Spieler, sich an den Münchner Star heran zu pirschen und ihm eine Narkosespritze zu verpassen, was, wie Andrade in Erfahrung brachte, absolut legal war.

Der ballgewandte Engel vom Rio de la Plata hatte genug. Völlig benommen stand er noch vor dem Halbzeitpiff durch den vierten Ersatzschiedsrichter – die anderen drei baumelten schon einträchtig am Kopfballpendel – auf und verließ das Stadion.

Draußen wartete ein Taxi mit einer schwarzen Katze am Steuer. „Ich heiße Andrade.“

„Weiß ich“, maunzte die Katze geheimnisvoll. „Wo soll's hingehen?“

„In den Himmel!“

„Okay“, sagte die Katze und schaltete das Taxameter ein.



Die Autoren

Hans Apel, geb. 1932, Studium und Promotion in Wirtschaftswissenschaften; seit 1965 Mitglied des Deutschen Bundestages; Parlamentarischer Staatssekretär im Außenministerium 1972 bis 1974, Bundesminister der Finanzen (1974-1978) und der Verteidigung (1978-1982), stellvertretender Vorsitzender der SPD-Fraktion des Deutschen Bundestages.

Heinz-Wilhelm Bertram, geb. 1956, nach dem Abitur Seefahrtpraktikum als Nautischer Offiziersbewerber, Wehrdienst bei Minensuchgeschwadern, Kriegsdienstverweigerung, Studium der Philosophie, Geschichte und Publizistik, seit 1986 freier Sportjournalist in Dortmund, Preisträger des „Großen Preises des Verbands Deutscher Sportjournalisten mit der Reportage „Fußball sehen – ohne Augenlicht“ über einen blinden Fußballanhänger von Borussia Dortmund.

Helmut Böttiger, geb. 1956, promovierter Literaturwissenschaftler, lebt als Journalist in Stuttgart.

Uwe „Max“ Bornemeier, geb. 1960, Mittelfeldspieler, studierte Sport und Geschichte, leitender Redakteur der „RevierSportchau“ in Essen.

Ulrich Borsdorf, Historiker, leitet das Ruhrland-Museum in Essen.

Hartmut Esser, Soziologie-Professor in Köln, lebt in Essen.

Josef-Otto Freudenreich, geb. 1950, Journalist in Stuttgart.

Bischof Franz Hengsbach, geb. 1910, Dr. theol., Dr. h.c., 1937 in Paderborn zum Priester geweiht, 1953 zum Titularbischof von Cantano und Weihbischof in Paderborn ernannt und konsekriert, 1957 zum ersten Bischof von Essen ernannt, inthronisiert am 1. Januar 1958 in Essen; Ehrendomherr des Metropolitenkapitels Paderborn, Ehrendomherr des Domkapitels Sens/Frankreich.

Hanns Dieter Hüsich, geb. 1925 in Moers/Niederrhein; seit 1948 Solokabarettist, Schriftsteller und Schauspieler; Gastspiele im In- und Ausland, zweimal Deutscher Kleinkunstpreis, Ehrenbürger der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz, zahllose Bücher, Schallplatten, Hörfunk- und Fernsehsendungen.

Berndt Keller, geb. 1946, früher aktiver Fußballspieler beim VfB Langendreerholz; seit Mitte der 70er Jahre Freizeitfußballer und Hobby-Jogger; seit den frühen siebziger Jahren mit wechselnder Intensität Fan des VfL Bochum; möchte die Standard-Monographie über die Bundesliga schreiben ("Arbeitsbeziehungen in der Fußballindustrie"); Professor für Politikwissenschaft/Verwaltungswissenschaft an der Universität Konstanz.

Reinhard Klimmt, geb. 1942, Studium der Geschichte; seit 1975 Mitglied des Landtags; seit 1977 Vorsitzender des SPD-Unterbezirks Saarbrücken-Stadt; seit 1985 Fraktionsvorsitzender der SPD-Fraktion im Landtag; Kapitän der Fußballmannschaft der SPD-Landtagsfraktion; Kapitän der „Prominentenelf“ des SPD-Unterbezirks Saarbrücken-Stadt; Präsident der Alten Herren des 1. FC Saarbrücken.

Mathias „Matti“ Lieske, geb. 1952, Stürmer in der taz-Betriebsmannschaft, Dipl. VWL und HdL, Sportredakteur der „tageszeitung“ in Berlin

Bernd Müllender, geb. 1956, erste Fußballkontakte (aktiv wie passiv) Mitte der sechziger Jahre; freiberuflicher Journalist für Sport (taz, RevierSportschau) und andere Nebensächlichkeiten wie Politik, Wirtschaft, Wissenschaft, Reise (Zeit, WDR, SWF, Stadtmagazine); lebt in Aachen, liebt die Alemannia überhaupt nicht.

Marcel Reif, geb. 1949, Studium der Politikwissenschaft, Amerikanistik, Publizistik; seit 1972 freier Mitarbeiter beim ZDF (Nachrichtenredaktion, „heute-journal“); seit 1984 Redakteur in der Sportredaktion des ZDF.

Gerhard Schröder, geb. 1944; Abitur über den Zweiten Bildungsweg, Jura-Studium; Mitglied des Deutschen Bundestages von 1980 bis 1986; seit Juni 1986 Vorsitzender der SPD-Fraktion im Niedersächsischen Landtag; Mitglied des SPD-Parteivorstands.

Norbert Thomma, geb. 1951, Mittelfeldmotor der taz-Betriebsmannschaft, Dipl. VWL und HdL, Sportredakteur der „tageszeitung“ in Berlin.

Hans Witek, geb. 1957, Historiker in Wien.